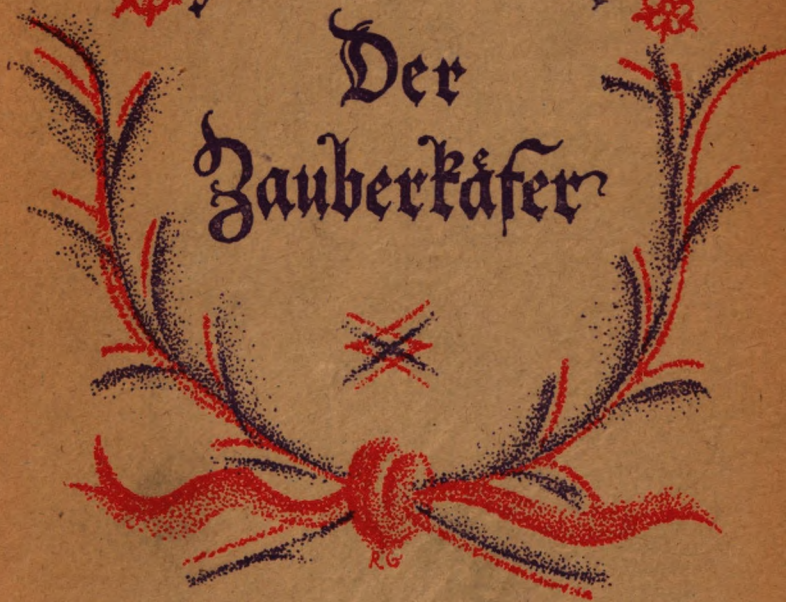


P1  
2639  
T84  
Z2

K. S. Strobl

Der  
Zauberkäfer



RIKOLA  
VERLAG

1877-1946

Karl Hans Strobl

Der <sup>Z</sup>auber<sup>k</sup>fäfer

1 9 2 3

g...

<sup>R</sup>Ri<sup>k</sup>ola <sup>V</sup>erlag

Wien Leipzig München

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1923 by Rikola Verlag A. G. Wien  
Printed in Austria

Druck von Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt

PT  
2639

T84

Z2

**W**eit ins Böhmisches hatte der Honnele mitfahren müssen. Nachts ein Getrommel von Fäusten an seiner Tür: „Bauer, heraus!“ Und da er sich noch mit seinen zähen Träumen plagte, hatten sie ihm die Hütte fast umgeworfen.

„Bauer, auf und heraus!“

Kaum, daß sie ihm Zeit gelassen hatten, in die Lederne zu schliefen, den Janker umzunehmen, zum Stalle hatten sie ihn gezerrt, Soldaten, wilde Kerle, die keinen Spaß verstanden. Die Pferde ins Geschirr und in die Finsternis hinaus.

„Wohin?“

„Zum Teufel in die Hölle! Fahr zu und halt's Maul!“

Schwere Kisten hatten sie ihm auf den Wagen geladen, auf denen lagen zwei im Stroh, einer saß neben dem Honnele und fluchte, wenn die Räder über Steine rumpelten oder in Furchen schief fuhren. „Wenn du umschmeißt, Bauer, so nehmen wir alle Extrapost zum Satan!“

Da fuhr der Honnele sachte, so gut es in der Nacht gehen wollte, auf einem Wege, der selbst dem, den der Soldat beständig im Munde führte, zu schlecht gewesen wäre. Am dritten Tage, bei Königgrätz, stießen sie auf das Regiment. Sie ließen den Honnele aus der Feldflasche trinken, einen Schnaps, der wie Schwefelsäure die Gurgel hinabrauchte, luden die Kisten auf einen schwarzgelben Karren und sagten, nun könne er heimfahren.

Da der Honnele die Müze abnahm und meinte, er habe nun drei Tage Aekern versäumt und müsse an die Heimfahrt ebensoviele wenden, und der Gutsherr sei mit dem Frondienst peinlich, da lachten sie und gaben ihm dorthin, wo die Ledernen steif sich wölbten, einen Tritt, daß es krachte. Er solle sich nicht mausig machen, seine Pflicht und Schuldigkeit habe er getan, und damit basta!

Sie fuhren weiter, der Schlacht entgegen, und der Honnele durfte umkehren, unbelohnt und voll Sorgen und Traurigkeit, so lustig auch der Frühling um ihn war. Die Nacht kroch über die Felder und stopfte sich mit schwarzen Schwa-

den in den Wald, und als der Honnele zwischen den Stämmen eine Welle gefahren war, da sah er von seinen zwei Braunen kaum noch die Schwänze. Unbekanntes war um ihn, in der Finsternis brodelte es von Gefahr, gewiß kroch Gefindel im Busche, da war es dem Bauer eine Gnade Gottes, daß er vor sich das Licht einer Schenke sah. Das Fenster floß von Helle über und ließ sie über die Straße laufen bis in den jenseitigen Graben, wo sie unter dem Bauche eines dicken Busches verschwand. „Ei Donnerwetter,“ sagte der Bauer zu sich, „es wird doch wohl keine Räuberschenke sein, da käme ich vom Regen in die Traufe: vom Soldaten zum Schnapphahn. Eine Räuberschenke aber stünde doch wohl nicht so breitmächtig am Wege und hätte kein solches Licht angesteckt. Schließlich, wäre es auch eine Räuberschenke, so ginge es auch bei den Schnapphähnen doch nur um dreierlei: um den Wagen, um die Pferde oder um das Leben. Der Wagen wird demnächst zusammenbrechen, die Pferde sind keinem Räuber etwas nuß, so alte lahme Gäule wie sie sind. Und am Leben ist mir nicht viel gelegen.“

Nachdem er sich so beschwichtigt hatte, wollte der Honnele vom Wagen klettern, aber da zogen die Gäule, müde wie sie waren, plötzlich an, als verstünden sie ihres Herrn Entschließung nicht, und glaubten, er wolle weiterfahren. Der Honnele wurde durch den Ruck auf den Sitz geworfen, schrie „Öha“ und riß an den Zügeln. Die Pferde wollten noch immer nicht verstehen, zogen wieder an, strebten durchaus weiter, daß der Honnele mit aller Kraft und tausend Flüchen gegen ihren Ungehorsam arbeiten mußte. Als sie endlich zum Stehen gebracht waren, hörte der Honnele einen Laut, als läche jemand in der Finsternis. Konnte aber nicht gut ein menschliches Lachen sein, denn da war außer dem Honnele und seinem Gefährte niemand als — wie er eben jetzt erst merkte — zwei Rösser, die an den Zaun der Schenke gebunden waren. Das eine, hoch und klapperdürr, stand, so viel man an der Grenze zwischen Licht und Finsternis ausnehmen konnte, wie ein knöchernes Gerüst neben dem anderen, kleineren, das herausgefüttert war wie die wohlgenährte Sünde. War das eine die richtige, mit Leder bezogene

Hungerrassel, der die Hüftknochen wie Handgriffe herausstanden, vielleicht, damit der Reiter, wenn er es erklettern wollte, eine Hilfe hätte, so saß dem andern das Fell recht prall auf dem Leib, und um Nüstern und Augen flog ihm, als es jetzt leise wieherte, ein feuriges Schimmern.

Es mochte wohl dieses Wiehern gewesen sein, das der Honnele für ein Lachen gehalten hatte. Er hatte jetzt seine Gäule endlich zum Stehen gebracht und schickte sich an, vom Wagen zu klettern, als die Braunen sich wieder ins Geschirr legten und allen Ernstes weiter wollten. Da aber wurde Honnele wild, schlug ihnen die Peitsche um die Ohren und nannte sie mit allen Namen, nur keinen guten. So ungebärdig hatte er seine zwei Rösser, die sonst froh waren, wenn sie auf ihren vier Beinen stehen durften, gar noch niemals gesehen, und es war hohe Zeit, daß über den Lärm der Schankwirt kam und sie bei den Zügeln nahm, so daß der Honnele endlich vom Wagen steigen konnte.

„Die Luder...“, schimpfte der Honnele, „wollen mir nicht stehen bleiben. Sonst schlafen



sie mir im Fahren ein und heute haben sie Zündschwämme unterm Schwanz.“

„Wenn ein Wetter kommt,“ sagte der Wirt, „so spürt's so ein Roß manchmal früher als unsereiner. Ich glaub, es zieht sich was zusammen.“ Er hob die Nase und sog die Nachtluft ein, als künde sich ein Wetter vorher irgendwie dem Geruch.

„Dann sollt' das Diehzeug doch erst recht froh sein, wenn es zu rechter Zeit unter Dach gebracht wird.“ Damit zogen sie die Gäule gemeinsam hinter sich her dem Stall zu, der Wagen rumpelte über die Holzprügel des Hofes und wirklich flog ein böses Scheinen über die Waldwipfel aus der Gegend, aus der Honnele gekommen war. Es war, als würde hinter einem Himmelsfenster ein Licht plötzlich angezündet und sogleich wieder verlöscht.

In der Wirtsstube saßen zwei Reiter hinter ihren Krügen und da der Wirt dem Honnele den seinen dazu setzte, mußte er den Nachbarn auf der Bank machen. Die beiden Gäste verhielten sich zueinander wie ihre Gäule draußen am Zaun, es hätte jedenfalls einen spaß-

haften Zufall abgegeben, wenn der Lange, Dürre nicht zu dem Knochengeriist von Pferd und der Untersekte, Rundliche nicht zu dem wohlgenährten, feurigen Gaul gehört hätte, sondern umgekehrt. Der Lange saß in einen weißen Mantel mit schwarzen Säumen gehüllt, dessen Kapuze ihm über den Schädel gezogen war, daß man nur ein Gesicht sah von solcher Hagerkeit, als wäre er schon Hungers verstorben. Die Lippen waren schmale, bläuliche Reifen um gelbe Zähne, und in der Tiefe der dunkeln Augen schwamm ein Ungewisses von Blick, wie die Blicke sind, die man manchmal aus der Nacht auf sich gerichtet fühlt, wenn man ganz allein ist. Der andere Reiter stemmte breit und aufstüzig die Ellenbogen auf den Tisch, nahm in seinem schwarzen Mantel mit roten Aufschlägen eine Seite des Tisches für sich ein, hatte zwischen wulstigen Lippen eine weiße Tonpfeife stecken und blies in allem Behagen blaue Ringe vor sich hin, die einer nach dem andern über seinem Bierkrug langsam zergingen. Sein rotes Gesicht, das Weinflecken auf den dicken Wangen trug, war mit eitel Menschenfreude und Gemüthlich-

keit geschmalzen, aber die Blicke stachen darüber her, daß der Honnele bei sich dachte, es sei sozusagen eine recht henkermäßige Gemüthlichkeit. So, wie wenn etwa der Scharfrichter zum armen Sünder sagt, er freue sich darüber, daß ihnen der liebe Gott heute zum Aufhängen so gutes Wetter beschert habe.

Den Honnele nahm der im schwarzen Mantel mit den roten Aufschlägen gleich ins Gebet mit woher und wohin, trank ihm auch zu und tat so freundlich, wie nur einer, der sich freut, auf der Reise einen guten Gesellen zu einem Abendgespräch getroffen zu haben. Nachdem der Honnele beim ersten Krug widerwillig karge Antwort gegeben hatte, löste ihm der zweite ein wenig die Zunge und beim dritten ging ihm der Mund davon über, von dem ihm das Herz bis obenhin voll war. Der Reiter wußte es bald, daß er den Honnele aus Stangendorf vor sich habe, bürgerlich Franz Friedl geheißten, aber sonst nur nach dem Honnegrund, auf dem er saß, gerufen. Und was für ein elendes Stück Welt der Honnegrund wäre, ein Ackerland, so voll von Steinen, als hätte der Teufel dort

Schotter geschlagen, und daneben gleich wieder Sumpf, grundloser Morast, ersoffene Wiesen. Im Kiefernwald der Heerwurm, auf dem Getreide alle Jahre der Rost, und wenn er ja einmal ein Stück Vieh im Stall habe, so müßten die Kühe an der Seuche hin sein und die Schweine an der Pest oder dem Rotlauf. Dazu ein Gutsherr, der sich über Gebühr fronden ließ und kein Erbarmen und Einsehen kannte. Zu allem Überfluß noch diese niederträchtigen Zeitläufte mit Kriegslärm an allen Ecken und Enden, mit Dorspann- und Fuhrdiensten, zu denen man von den Soldaten nachts aus dem Bett gerissen und Gott weiß wohin verschleppt werde, ohne mehr als einen Fußtritt dafür zu bekommen.

Der Reiter im schwarzen Mantel bedauerte den Honnele mit vielen Worten, aber seinen Augen entflimmerte dabei ein vergnügtes Glitzern. Ja, das sei wirklich jetzt eine miserable Zeit und des Honnele Leben darin kein Honiglecken, da müsse er wohl gegen Gott und Schicksal schon des öfteren aufgemuckt haben. Er nickte auch dem Gefährten zur Linken zu,

aber der saß in seinem weißen Mantel stumm und steif und kerzengerade und um Hals und Handgelenke liefen ihm die schwarzen Borten wie Schlingeln, die sich in den Schwanz beißen.

Der Honnele fuhr beim vierten Krug in seinem Samento fort. Da könne man wohl mit Recht an der göttlichen Vorsehung und Barmherzigkeit verzweifeln, wenn man sehe, wie sich Vater und Großvater und noch etliche Honneles vorher auf diesem Grund abgeplagt hätten, ohne mehr zu gewinnen, als einen ehrlichen Namen und sechs Bretter zu einem Sarg. Ihm aber sei das ganze Wesen und Unwesen schon über und über zum Verdruß und wenn es nicht bald anders werde, dann laufe er noch einmal mit den Soldaten aus dem Land oder noch besser gleich völlig aus der Welt und lasse den ganzen Honnegrund dem Teufel oder wer sonst darauf wirtschaften wolle.

„Da müßte wohl eine Bäuerin auf den Hof,“ sagte der Reiter und steckte den Finger durch einen der Rauchreifen, als wäre es ein Ebering.

Während der Honnele auf das blaue Gewirbel starrte, wie es an des Reiters ausgestreck-

tem Finger langsam zerging gleich dem Morgennebel um ein Felshorn, sagte er, mit einem Bettelsack sei ihm nicht geholfen und eine reiche Bäuerin nehme den Hungerleider und Steinausklauber nicht. Es werde sich jede hüten, ihm die Löcher in seiner Hütte mit dem Geldstrumpf zu verstopfen.

Auf die Arme legte sich der Reiter, glitzerte dem Honnele von unten her ins Gesicht: „Ich versteh' schon, die Rechte wär' gefunden, aber sie kann nicht oder will nicht von Federn auf's Stroh kommen. Ist es so? Ich kenne mich in Herzensgeschichten aus, Honnele. Sie hat was gegen den Zug und wo Löcher sind, zieht's; sie will sich nicht in's Bett regnen lassen, und wo das Dach zu flicken ist, regnet's in's Haus.“

Der Honnele entwich dem Blick, wie sich der Fuchs aus dem Eisen zieht, wenn auch ein Stück Balg zurückbleibt. Er war irgendwie ohne Haut und blutig, und durch die Wunde drang ein Gift und fraß sich rasch in sein Inwendiges. Das machte einen schrecklichen Aufruhr in ihm und entzündete eine Empörung, wie er sie bisher bei allem Elend noch gar nicht an sich ge-

kannt hatte. Er mußte dem Reiter Recht geben und war darüber so voll Zorn, daß ihm schien, er sei zu allem fähig und wenn es sein mußte, auch dazu, Gottes Thron einen Stoß zu geben, daß der ganze Himmel wackele. Um sich zu zügeln, griff er nach dem Krug und machte einen tiefen Schluck, dann holte er seine Dose hervor und wollte eine Prise nehmen, weil der Tabak alle übeln Gedanken aus dem Gehirn in die Nase zieht, so daß sie nachher durch das Niesen ausgeblasen werden.

Da kam die breite Pfote des fremden Reiters über den Tisch gekrochen und schloß sich um des Honnele Hand samt der Dose. „Euch könnte geholfen werden, Honnele,“ sagte der Mann, das war wie christliche Erbarmung gesprochen, aber darin war es wie ein Klang von Bosheit.

„Wollt Ihr mit mir die Dose tauschen, Honnele — aber ungeschaut?“

Zuerst wollte der Honnele die Hand des Fremden abwerfen und die seine befreien, aber dann kam plötzlich die häuerliche Bedachtnahme auf den Vorteil und ließ ihn zögern. Mit seiner Dose gab er ein wertloses Stück dahin, ein

plumpes Gemächte aus Buchsbaumholz und etwas noch geringeres konnte ihm dafür nicht werden, sondern nur etwas besseres. Ein Bentestück vielleicht, wie es solche Landsfahrer und Mitläufer auf den Kriegsstraßen oft bei sich tragen und es dann aus Laune oder weil für sie ein unangenehm blutiges Gedenken darauf liegt, los werden wollen. Nur ein Augenblinzeln lang dauerte die Verblendung der Begier, die gar nicht fragte, ob der Fremde nicht auch seines eigenen Vorteils Freund sein müsse, aber es war, als habe der Reiter schon dieses läche, unterirdische Aufzucken von Honneles Willen wahrgenommen und halte ihn bei seiner Zustimmung fest. Aus dem Zusammenschluß der Finger war die Dose ins Wandern gekommen, entglitt des Honnele Faust und an ihrer Stelle schob sich eine andere, ohne daß er Zeit fand, ein Ja oder ein Nein zu sagen.

„Hört!“ sagte er und wollte sich darüber verwundern, wie rasch der Tausch geschehen sei. Da waren die beiden Reiter schon aufgestanden und gingen, der Gesprächige und der Wortlose, hintereinander aus der Türe hinaus. Der Zug-



wind hob ihre Mäntel zu einem kurzen weißen und schwarzen Geflatter, gleich darauf schwoß Hufschlag aus der Nacht. Ein brüllend wiehern- des Gelächter stürzte über den Honnele her. Das war aber schon der Losbruch des nächtlichen Gewitters, das inzwischen herangezogen war und den Himmel zu grellen Feuerabgründen entzweiriß.

Während die Blitze die Wirtsstube mit blauem Feuer überschwemmten und das Kerzenlicht erstickten, saß der Honnele da mit seiner Dose in der Hand.

Sie war aus einem schwarzen, glänzenden Holz, wohl von einem mohrenländischen Baum, darein war mit Perlmutter, Elefantenbein, Silberdraht und buntem Gestein ein überaus künstliches Gezier gefügt, nicht bloß oben und unten, sondern auch an den Seiten rundum.

Über das Gedonner, das der Himmel wie einen Sack voll Steine gerade auf das Dach schüttete, war der Wirt erwacht, kroch aus seinem Winkel hervor, machte das Fenster zu, in das schon der Regen schlug. Dann kam er heranpantoffelt, stellte sich an des Honnele Schul-

ter und sah zu, wie der die neue Dose in der Hand drehte.

„Da habt Ihr aber ein Prachtstück von einer Dose,“ sagte er, mit ein wenig Neid in der Stimme und einigem Mißtrauen gegen den kostbaren Besitz, der zu dem abgerissenen Bauernkerl wenig passen wollte. Und da der Honnele die Dose weiter in den Fingern drehte und kopfschüttelte, denn es war bei all der überreichen Schmückung der Nachteil, daß man oben und unten nicht von einander scheiden konnte, meinte der Wirt: „Ihr habt sie wohl noch gar nicht lang in Händen?“

„Nein, sie ist mir eben gegen die meine getauscht worden.“

Der Wirt schmunzelte: „Habt Ihr bei dem Geschäft gewonnen oder verloren?“ Er kannte seine Kunden, die kamen ihm zugelaufen und brachten ihm Dinge und hatten sie, wenn er sich verwundern wollte, geschenkt erhalten oder eingetauscht. Waren aber alle auf dieselbe Art erworben, durch den böhmischen Zirkel, bei dem der Daumen feststeht und die vier Finger in der fremden Tasche den Kreis machen. So

mochte es auch bei diesem Bauern nicht anders sein, und der Wirt überdachte schon bei sich den Preis, um den er das Stück an sich bringen sollte.

Der Honnele aber sah ihm treuherzig ins Gesicht und sagte, noch immer voll Staunen: „Gewonnen hab ich. Und noch dazu ganz gehörig. Denn die meine war eine schlechte Dose aus Buchsbaumholz, nichts daran um und um, ganz verschliffen und armselig.“

„Da wird wohl auch besserer Tabak innen sein, als in der Eueren war,“ lächelte der menschenkennerische Wirt.

„Ja, was innen ist, weiß ich noch gar nicht.“ Der Honnele drehte die Dose hin und wider und konnte nicht entdecken, wie das Ding zu öffnen sei.

„Erlaubt,“ sagte der Wirt und streckte die Hand aus, „mir sind viele solche Säckelchen durch die Finger gegangen, da sind manche mit so viel Wiß und so geheimnisvoll gemacht, daß man schon ganz scharfsinnig damit umgehen muß.“ Er besah sie genau, tastete über die Verzierungen hin, drückte an den Rändern, an den

Ecken, quetschte sie von den Seiten her zusammen und dann wieder von oben und unten, hob sie an's Ohr und schüttelte sie. Aber der Himmel krachte in diesem Augenblick gerade über der Schenke mit solchem Getöse auseinander, daß die Wände zitterten und der Boden sich wie in einem Erdbeben hob. Der Blitz warf seinen Schein in das Zimmer hinein, der Regen spülte rauschend nach und schwemmte in Güssen über die Fensterscheiben. Gleich darauf sänftigte sich aber alles und es war, als sammelten die Kräfte zwischen Himmel und Erde zu einem neuen Sturm. Und da nun der Wirt die Dose abermals schüttelte, hörte er ein ganz leises Krabbeln darin, wie von einem kleinen Getier.

„Da habt Ihr was Lebendiges drin!“ sagte der Wirt, indem er sie dem Honnele zurückgab.

„Was Lebendiges?“ verwunderte sich der und wie er das Schächtelchen nahm, mochte er irgendwie an das Geheimnis gerührt haben, denn mit einem winzigen Krächzen klappte der Deckel auf. Sie sahen, aneinandergedrängt, Gesicht an Gesicht hinein, der Wirt hob die Kerze hoch.

„Jesus,“ schrie er auf, „das ist ein Käferle!“ und wich auch schon einen Schritt zurück. Der Honnele, der über die offene Dose gebeugt blieb, sah ein horniges Käfertier, schwarz, mit langen Beinen und zackig vorgestreckten Kiefern, auf dem Rücken aber hatte es eine weiße Zeichnung von Flecken, die gar nicht zu einander passen wollten. Das Entsetzen des Wirtes über das krabbelnde Wesen blieb dem Honnele unverständlich, er hob das Gesicht fragend zu dem erschreckten Mann.

„Macht zu! Macht zu!“ schrie der, indem er die Hände zur Abwehr ausstreckte, „seht Ihr denn nicht, es trägt den Totenkopf auf dem Rücken! Es ist das Käferle!“

Da war es dem Honnele als wären die Flecken, recht betrachtet und zusammengesetzt, wirklich das Bild eines Totenkopfes mit breiten Wangen und den schwarzen Höhlen des Mundes, der Augen und der Nase. Das Tier saß still, regte nur bisweilen das eine oder andere Bein, aber der Totenkopf auf seinem Rücken starrte so recht schauerlich aus der Dose heraus. Es überlief ihn jetzt selbst mit kaltem

Grauen, er schlug den Deckel zu und legte das Schächtelchen auf den Tisch.

„Warum nennt Ihr das Tier das Käferle?“ fragte er.

Mit der Feuerzange kam der Wirt vom Herd her, faßte die Dose an und trug sie vorsichtig zwischen den eisernen Backen zum entferntesten Tisch. Dann erst kam er dem Honnele wieder näher, aber seine Stimme war ein ängstliches Flüstern. „Das Käferle . . . Mann! So habt Ihr noch nichts vom Käferle gehört? Glück bringt es Euch, Geld und Macht bei den Menschen, aber Euere Seele ist hin. Ist hin! Aus dem Urigl kommt es, aus dem schwarzen Ei einer schwarzen Henne, das in der Walpurgisnacht gelegt ist. Ausgebrütet ist es unter der Achsel eines Menschen, der ein Jahr lang nicht beten darf. Dann kriecht, wieder in der Walpurgisnacht, das Käferle aus, das macht seinen Besitzer reich und mächtig, benimmt ihm die Sorgen auf dieser Welt, aber in jener ist er verloren. Versteht Ihr wohl? Der Erste kann es, wenn ihn die Angst ankommt, einem Zweiten geben oder verkaufen, der Zweite auch noch

einem Dritten. Aber dem Dritten verbleibt es, er kann sich nicht mehr seiner erledigen. Ist dem Bösen verfallen. Muß in der Hölle brennen, wenn ihn nicht ein Wunder rettet. Gott Gnade Euch, wenn Ihr der Dritte seid.“

Totenblaß saß der Honnele, die Zähne schlugen ihm zusammen: „So wollte ich, ich hätte Euere Herberge nie gesehen. Hätte mich lieber das Wetter im Wald getroffen!“

„Von wem habt Ihr denn die Dose erhalten?“

„Hier an diesem Tisch, von dem Reiter im schwarzen Mantel. Ehe ich zum Wort kam, war es schon geschehen. Er hat mich betrogen.“

Auf die Fäuste gestemmt, sah der Wirt dem Honnele ins Gesicht. „An diesem Tisch . . . Mann . . . an diesem Tisch? Was redet Ihr da von einem Reiter im schwarzen Mantel? Ist böhmisch Bier ein Zaubersaft, der das Hirn verwirrt?“

„Selbst hat Euch jemand das Hirn verwirrt. Da saß ich und da der im schwarzen Mantel und neben ihm der Lange im weißen Mantel.“

Die Fäuste nahm der Wirt von der Tisch-

platte, als sei ihm sein eigen Hausgerät unheimlich geworden, sah um sich, murmelnd: „Der Irrsinn spricht aus Euch oder das Fieber . . . Ihr seid heut abend mein einziger Gast. Kein Retter ist bei mir eingekehrt, kein Schwarzer und kein weißer. Gott mag wissen, wie Ihr zu dem Käferle gekommen seid.“

„Zwei Pferde waren an Eueren Zaun gebunden. Zwei Männer saßen hier, zwei Krüge stehen noch da . . .“ Sie standen nicht da, des Honnele Krug war der einzige auf dem Tisch.

„So Gnade Euch Gott . . . Ich will Euch nicht bei diesem Wetter in den Wald jagen. Schlaft diese Nacht unter meinem Dach, wenn Ihr schlafen könnt. Morgen aber bei Anbruch des Tages, bitt ich Euch, fahrt weiter. Zehrung und Lager sollen Euch unberechnet sein. Ich will kein Geld von Euch.“

Der Wirt nahm die Kerze auf. „Eure Dose nehmt an Euch . . .“

Stiegenan kletterte das Licht, der Honnele tappte hinterdrein, und nachdem der Wirt ihm seinen Schlafraum gewiesen, verzog er sich eilig, als wäre er froh, die Türe zwischen sich und



das Käferle zu bringen. Auf dem Stuhl neben dem Bett lag die Dose, vor dem offenen Fenster hing der rauschende Regenvorhang, in Honnele war ein Tumult, ärger als der Gewittersturm vorher. Es flog mit Schein von Blitzen durch das Gewühl seiner Gedanken: Glück, Macht, Reichthum. Die Kernecker Theres', soll die durch das Käferle gewonnen sein? Soll er die Seele an seine Liebe setzen? Die Stube war voll von Blicken, alle auf den Honnele gerichtet, voll von einem Geflüster an seinem Ohr hin. Hier entschied es sich für ihn über Zeit und Ewigkeit, und ob er hinter der schwarzen Pforte des Todes die Himmelsleiter hinan oder die Höllenstiege hinab wandern würde.

Plötzlich war es wie Anbruch des Tages in seiner Düsternis: die Theres', mußte sie nicht eben daran, daß er dem Satan keine Macht über sich geben wollte, seine Bravheit erkennen und ihm darum noch mehr zugewandt sein, daß schließlich der Kernecker sein Ja und Amen sagen mußte? Und der Himmel, der ihn in Versuchung geführt hatte, würde nicht mit sich lumpen lassen, wenn er sie siegreich bestand,

und ihn an einem anderen Ende dafür entschädigen.

Da griff der Honnele mit zwei Fingern die Dose vom Stuhl und warf sie aus dem offenen Fenster in den rauschenden Nachregen. Als er sich erleichterten Herzens dem Bett zuwandte, das Gefühl eines frommen Sieges in sich, da lag die Dose auf dem Stuhl und lebte von einem leisen Geräusch wie von krabbelnden Käferleinen . . .

Am frühen Morgen fährt der Honnele beim Waldschenkentor aus, die Heimstraße. Hinter dem weißen Kreuz, wo der Wald abrutscht von der Straße, lacht er, wie ein rechter schlauer Bauer, der dem andern eins versetzt hat. Schnalzt mit der Peitsche, blinzelt in die Sonne, ist wieder froh. „Ja, ja, wenn ich nicht will, so will ich nicht!“

Fährt so bis an den Mittag hin, da ist dann ein Dorf mit breitem Wirtshaus, der Kirche gegenüber: „Zum türkischen Sultan“. Wie er vom Wagen steigt, streift er an etwas Hartes in der Tasche hin, tappt darnach, fühlt den Vierkant, traut sich nicht, es ans Licht zu nehmen.

Schließlich muß er doch mit der Hand hinein und weiß schon, was es ist, ehe er es noch sieht. Ein langes, verfallenes Gesicht spiegelt sich ihm aus ebenholzglänzendem Schwarz, schalkhaft vom Zierat in Silber, Elfenbein und Perlmutter unterbrochen. Und hat doch die Dose so sorglich im Waldschenkenstall eingegraben, zwei Fuß tief unter Stroh und Dung.

Im Wirtshaus sitzt ein Landstreicher, ein Hungerleider und Schnurrant, der schaut so gier und gefräßig drein, wie der Honnele seine Erdäpfelsuppe schmaßt und dann die Knödel mit Zwiebeltunke. Recht augenfällig legt der Honnele die Dose neben seine Hand und wie er dann gegessen hat und gezahlt, bleibt die Dose wie aus Vergessen auf dem Tisch zurück. Im Anspannen schaut er durch das Fenster, so von seither und sieht, wie der Dagent aufgestanden ist und zu dem Fenstertisch hinmanövriert und blizschnell mit sicherem Griff die Hand ausstreckt.

Der Honnele schnalzt zum Dorf hinaus, da krabbelt's ihm in der Tasche, der Vierkant drückt, die Dose ist wieder da.

„Es muß was Heiliges zu Hilfe genommen werden!“, meint der Honnele.

Und da steht auch an einem Brücklein über das Wasser ein heiliger Johannes von Nepomuk in seiner Kapelle, das ist der Heilige, der die Brücken hütet, weil er selbst von einer Brücke in die Moldau gestürzt worden ist, um des Beichtsiegels willen, das ihm wichtiger war als Gunst oder Ungunst seines königlichen Wüterichs. Scheint also schon der rechte Mann, ein Geheimnis zu wahren, das ihm anvertraut ist. Der Honnele schaut um, als müßt er sein Beginnen vor einem hehlen, der ihm's stören könnt, steigt dann über's Gitter wie ein Einbrecher, aber er will — weiß Gott — dem heiligen Johannes von Nepomuk nichts wegnehmen, will ihm nur was zutragen. Der wird schon mit dem Käferle fertig werden, der heilige Johannes, der schon.

So denkt der Honnele und betet: „Ich bitt dich, lieber heiliger Johannes von Nepomuk, behalt dir das Käferle! Du bist ja ein so großer Heiliger, deiner ewigen Seligkeit kann kein Schaden mehr geschehen, weil du sie schon längst im

Sack hast. Gegen dich kommt kein Käferle und kein schwarzer Urigl auf, und ich komm ja zu der ganzen Geschichte wie der Pontius in's Credo.“ Und dann hebt er das Altartuch auf und schiebt die Dose darunter, und der Johannes von Nepomuk drückt seinen gekreuzigten Heiland inbrünstig an die Brust, neigt das Haupt mit den fünf Sternen und macht dem Honnele den Gefallen und tut, als hätt' er nichts gesehen.

Der Honnele verzieht sich über das Gitter und in seinen Wagen, gibt den zwei Braunen einen Schmiß und pumpert wie das Donnerwetter über die hölzerne Brücke. Er ist aber noch nicht am andern End', so ist auch die Dose mit dem Käferle wieder da, viel schneller noch als sonst, als hätt' es der Heilige ganz besonders eilig gehabt, sie wieder los zu werden.

Da probiert's der Honnele nicht mehr, denn wenn selbst die Heiligen nichts vom Käferle wissen wollen, höher hinauf traut er sich schon nimmer, weil er damit vielleicht gar das himmlische Strafgericht noch vorzeitig auf sich aufmerksam macht. Muß er sich also schon damit bescheiden, das Käferle zu behalten und die

ewige Seligkeit dahin zu geben. Da will er aber einmal etwas davon haben und das Käferle strapazieren, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll, und jetzt ist auch die Kernecker Theres' sein, hallo! Wenn's schon eine Höllenfahrt sein soll, dann eine lustige, und jetzt wird er dem Teufel die Hölle heiß machen und wird sich auf ein Wünschen verlegen, wie es von keinem Käferle noch erhört worden ist.

Wünscht sich also am Abend zu guter Erst seinen mageren Beutel voll Gulden und, kaum gedacht, so zieht's ihn auch schon stark nach der einen Seite, wo ihm der Beutel sonst keine Beschwer gemacht hat. Da kann er einmal Gesottenes und Gebratenes auftragen lassen, so viel nur das Herz begehrt und der Magen verträgt, der Beutel hält's aus. Fleisch und Fisch, und Krapfen läßt er sich backen, justament, obwohl gar nicht Fasching ist, und dazu keinen Krug Dünnbier mehr, sondern Wein, wie ein großer Herr, daß der Herbergswirt aus einem Staunen in das andere fällt über den Bauern, der so viel aufgehen läßt und mit blanken Gulden zahlt.

Wie er am dritten Tag nach Stangendorf kommt, schmalzt er schon am unteren Ende mit der Peitsche, daß alles vor das Haus rennt. Ja, ist denn das der Honnele, der Honnele mit dem Fleckkittel? Was hat der für einen neuen Janker an mit Silberknöpfen drauf und einen breiten Hut mit zwei Quasten hinten? Und ist denn das dem Honnele sein Wagen, der Holperkarren, an dem kein Rad mehr heil war und die Deichsel zweifach gebrochen? Woher kommt der schöne, feste, stolze Leiterwagen, ganz weiß vor Neuheit mit der Plache aus starkem Segeltuch hinten? Und die zwei Köffer, sind denn das die alten Braunen, die mühsamen Stolpergäule, denen die Beine so steif waren, daß sie manchmal am Abend vom Feld kaum mehr nach Haus gekommen sind? Woher hat der Honnele die zwei jungen, frischen, fettglanzigen Rappen, die die Beine heben, als hätten sie ein Uhrwerk mit Musik in sich, nach dem sie marschieren.

Hat der Honnele vielleicht einen Juden erschlagen?

Und der Honnele lacht und schreit zurück,

freilich hat er einen erschlagen und einen mächtig reichen dazu.

Das ist ein Spaß, aber dem Herrn Pfarrer muß der Honnele die Wahrheit sagen. Wie er bei der Kirche vorüber kommt, steht der hochwürdige Herr schon da, und das Geschrei ist dem Honnele schon vorausgelaufen und hat den Seelenhirten auf die Beine gebracht. Er hebt die Hand, da muß der Honnele anhalten: „Honnele, um Jesuwillen, was schreien die Leute?“

Der Honnele hat mit seinen Rössern zu tun, den schwarzen Rabenviechern, die nicht stehen wollen, und kann dem hochwürdigen Herrn nicht in's Gesicht schauen. So kann ihm doch die armdicke Lüge aus dem Mund, an der er sonst vielleicht erstickt wäre. „Ich hab dem Herrn General einen großen Dienst erwiesen in der Schlacht, den hat er mir gut bezahlt.“ Dem Pfarrer fällt ein Stein vom Herzen, daß sein Pfarrkind nichts Unrechtes getan hat, vielmehr was Lobenswertes und sogar Kreuzbraves, dem Vaterland und dem Kaiser zu Lieb und einem tapferen General zu Nutz und Gedeihen. Vielleicht hat er sogar geholfen, eine Bataille zu gewinnen, denn



Gott nimmt den Menschen zum Werkzeug nach seinem Gefallen.

Belobt fährt der Honnele weiter, die Dorfstraße hinauf bis zum andern End'. Ehe er zum letzten Haus kommt, das das seine ist, muß er am vorletzten vorbei, beim obersten Jürg. Die Paulin' kniet im Vorgarten und jätet Unkraut aus dem Mohn. Wie sie den Wagen krachen und knarren hört, springt sie auf, kommt an den Zaun, glührot unter dem vorgeschobenen Kopftuch.

„Honnele! Der Graf hat dir die Kuh aus dem Stall getrieben, weil du mit der Fron ausgeblieben bist. Ich hab's nicht können hindern.“

„So mag er sich an der Kuh gesättigen, wenn er so gierig ist, ich geb ihm noch den Halfter drauf.“ Da sieht die Paulin', die bisher von nichts gewußt hat, als von des Honnele Gesicht, das Drum und Dran, den Janker mit den Silberknöpfen, den Leiterwagen, weiß vor Neuheit, die zwei Rappen mit dem Uhrwerk in den Beinen. „Honnele, was ist das? Wie kommst du daher?“ Und wird sehr blaß unter ihrem Tuch, denn als ein Großbauer ist er ausgestattet, nicht

als ein armer Kleinhäusler, wie er gewesen ist.

„Gelt, da schaußt, Paulin'! Ja, man muß sich in der Welt umtun, dann bringt man's zu was. Jetzt bin ich kein Schlucker und Drucker mehr. Und daß du's weißt, der Hof wird neu aufgebaut und eine Bäuerin darein gesetzt. Jetzt wird die Theres' geheiratet.“

Er schmalzt mit der Peitsche, die Rappen schmeißen die Beine, und so fährt er vor seinem Hof vor, anders als er ausgefahren ist. In seiner Tasche ist ein leises Krabbeln, aber er tut, als verspüre er es nicht.

Die Paulin' hat das Kopftuch noch weiter über das Gesicht gezogen, steht beim Mohnfeld mit schlaffen Armen und kann Kraut von Unkraut nicht unterscheiden, so dicht ist ihr der Blick mit Tränen verhängt.

\*

Im Honnelehof wurde gebaut, die Maurer und Zimmerleute schoben und hoben, schöpften und hämmerten, ein Stockwerk wurde aufgesetzt,

und damit es zum alten passe, wurde auch das untere neu gemacht. Am Samstag zahlte der Honnele die Werkleute aus, immer in neuen, blanken Silbergulden und „Das muß schon ein gewaltiger Dienst gewesen sein, den der Honnele dem General erwiesen hat,“ sagten die Leute, „wenn die Gulden so weit reichen.“

Auf den Feldern arbeiteten jetzt drei Knechte und fünf Mägde und es war verwunderlich, wie wenig Steine in der Scholle zu finden waren. Wie in den Boden waren sie gesunken und auch das Wasser aus den Sumpfwiesen verzog sich, das saure Gras wurde fett und süß, schwere Fruchtbarkeit wogte über das Land des Honnele, als die Saaten aufgingen. Im Stall standen Kühe, nicht mehr unter strohernem Dach, das jeden Funken von ferneher fängt, sondern unter festem Holzgeschindel, das Schuppe auf Schuppe gesetzt ist, wie ein rechter Panzer. Und auch keine Kühe mehr, wie in des Pharaos Traumbild die sieben teuren Zeiten gebildet waren, sondern wie die guten Jahre selbst, rund und mit Eutern, aus deren einem dem Honnele mehr Milch floß als den Nachbarn aus dreien.

Des Honnele Pflüge schnitten tiefer und wurden seltener stumpf als andere, seine Sensen hatten besseren Schwung, seine Flegel drochen die Körner so sauber aus, daß in der Spreu von einem Feld keine Handvoll zurückblieb.

Als ihm noch Gezücht den Wald zerfraß, der ekle Heerwurm an den Kiefern knabberte, daß ein ständiges Rascheln fallender Nadeln und Kotes von den Bäumen war, schritt er durch den Wald: „Teufelszeug, nichtsnußiges, geh über, Gezücht, zum Grafen, friß dich drüben satt!“

Am andern Morgen war der Heerwurm im Wandern, ein Strom von wimmelnden Leibern, ruckweise mit Klammerfüßen sich bewegend, Borstbüschel auf dem Rücken, alle aus des Honnele Wald fort, zum Grafen hinüber, eine halbe Stunde weit die Straße hin. Da kam der Graf in's Fluchen: „Ludersbauer, als ob er mir das Geschmeiß geschickt hätte, jetzt hab ich die Bescherung. Sie machen mir Besen aus den Bäumen, daß Gott erbarm.“ Und wenn der Honnele noch unter der Fronen gestanden wäre, so hätte er des Grafen Zorn büßen können. Aber wer Geld hat, kauft sich frei. Er hatte sich von der

Robot gelöst und einen andern an seiner Statt gestellt und dem Grafen bedungen. So konnte ihm der Graf nicht an, aber er ließ ihn doch rufen, sprach mit vieler Freundlichkeit: „Honnelle, wie heißt doch der General, dem du so stark geholfen hast? Ich kenn am kaiserlichen Hof alles, was Rang und Namen hat und will ihm gerne von dir Nachricht geben.“

Der Honnelle spürte Spitzen und Schärfen und verborgene Angeln im freundlichen Wort, drehte den Hut und machte sein dümmstes Gesicht: „Euer Gnaden, mein Dienst war solcher Art, daß ich dem Herrn General hab müssen mein Wort geben, keiner Seele seinen Namen jemals zu nennen.“

Der Graf sah schief und sauer: „Hast du denn ein Wort, Bauer? Bist du denn ein Edelmann?“ Der Honnelle schaute ihm gerade ins Gesicht: „Da es der Edelmann von mir verlangt hat, muß es wohl sein, daß ich eins habe.“

Jeden Sonntag nahm er den Weg nach Greifendorf zwischen die Beine, fuhr auch bisweilen mit den Rappen vor und einem flotten Wäglein, das war wie ein Bruder Leichtsinn auf vier Rädern.

Die Kernecker Theres' stand zuerst in der Stuben, wenn er kam, dann trat sie auf die Stufen, die in den Hof abstiegen, dann lehnte sie am Hoftor und zuletzt ging sie ihm gar die Dorf-gasse ein Stück entgegen.

Des Honnele Augen wurden in den ihren heiß: „Im Herbst ist das Haus unter Dach und das Nest fertig.“

„Aber die Schwalben fliegen fort,“ sagte das Mädchel, doch ihre Augen kicherten über den Scherz.

„Die Schwalben sind ein unvernünftiges Viehzeug, wollen nach Italien, da werden sie gefangen und gebraten. Was gehen uns die Welschen an, ist Stangendorf nicht viel schöner als ganz Italien, schöner als alles auf der Welt?“

„Nein,“ sagte das Mädchen, „Greifendorf ist noch schöner.“

„Da bleibt nichts übrig, als mein Haus auf Räder setzen und nach Greifendorf schieben. Da mußt schon mit dir reden lassen. Gott weiß, ob mein Haus das aushält; wenn's dann über den Mittelfelder Weg heruntermarschiert, schlecht

und steinig, wie's dort ist. Das wirst nicht wollen, daß mir mein Haus, mein neugebautes, als ein Haufen Steine und Balken nach Greifendorf kommt. Das kannst nicht auf deine Seel' laden!“

Das Mäd'el wischte mit der Hand weit durch die Luft, als fange sie ein fliegendes Getier, hielt dann die Faust an des Honnele Ohr: „Was hab ich in meiner Hand? Hörst es krabbeln?“

Da fuhr er mit seiner Hand nach der Faust an seiner Wange, fing sie am Gelenk und hielt sie weit ab von sich. „Laß! Nicht! Nicht mach solche Späß' . . ., das leid ich nicht . . .!“

„Was erschrickst so, Honnele? Hast Nerven? Da mußt dir die Ader schlagen lassen, daß dir die Hitz aus dem Kopf geht. Verstehst? Schau, was hab ich gefangen? Einen Grill. Da . . .“ sie öffnete die Hand, nichts war da, über die flachen Finger blies sie hin: „Fort ist er, hast ihn gesehen hupfen?“

Der Honnele hatte sie nun bei beiden Gelenken, schraubte sie fest und zog sie zu sich her: „Du! Gefangen und gebraten hast du mich wie die Welschen die Schwalben. Gefangen in deinem Netz und braten tust du mich am langsamen

Feuer aus deinen Augen. Du, dich wann ich nicht bekommen tät', so wär mir mein Leben keinen Schuß Pulver wert."

"So mußt du deinem General schön tausendmal Vergelt's Gott sagen."

Er ließ sie los: „Dem steht kein Vergelt's Gott an!“

Da die Theres' den Honnele in der Stuben erwartete, zur selben Zeit hatte der Kernecker das Knurren verlernt, gab dem Honnele brav die Hand. Da sie ihm über die Hofstiege entgegenkam, legte der Kernecker dem Honnele die Hand öfter auf die Achsel, wie man es einem tut, der guten Grund und Boden unter sich hat und nicht einsinkt, wenn er ein Gewicht auf sich nimmt. Da sie ihn an's Hofstor gelehnt erwartete, stieß der Kernecker dem Honnele bisweilen die Faust in die Rippen, daß es krachte, denn der war wohl ein Mann, der einen Puff aushält, und Freundschaft tut nicht weh. An dem Tag, an dem die Theres' dem Honnele zum erstenmal auf der Straße entgegenging, da gab der Kernecker dem Honnele die rechte Hand und legte ihm die linke auf die Schulter und sagte:



„Auf den Herbst, Honnele, auf den Sonntag nach Martini.“ Und dann gab er ihm noch extra einen Rippenstoß.

\*

Zur Dachgleiche pußten die Maurer einen Baum mit Fahnen und Bändern, da war oben über dem Hof ein Geflatter von Farben und aus dem Obstgarten hob sich Gesinge zu ihm. Ein Faß Bier hatte der Honnele aufgelegt, eines nur für so viel Leute, da ging ein Gemurr um, wie daß man nicht gedacht hätte, der reiche Honnele würde ein so dünnes Bächlein und karges Labfal den Gurgeln geben. Sie begannen zu trinken, tranken ein, zwei Stunden und mußten noch immer das Fäßlein nicht neigen; und da der Maurerpolier, der Sterzenhuber, voll Sorgen hinging und mit gekrümmtem Finger das hölzerne Gebind befragte, ob nicht doch das Ende schon nahe sei, da gab es volle und lustige Antwort, als sei noch kein Tropfen durch die Pipe in die Krüge geflossen.

Indessen ging der Honnele durch das Haus, führte den Kernecker, die Kerneckerbäuerin und

die Theres' von Kammer zu Kammer, vom Stall in die Stuben, vom Keller auf das Dach, wo die Zimmerleute schon die Tram geschichtet hatten. War noch alles im Rohen und ohne Derpuß, aber man sah doch, wie es seinen Schick hatte und am richtigen Faden ging. An einer Tür schritt der Honnele vorüber, da stieß sie der Kernecker auf, sah in ein kleines Kämmerlein, ganz finster, ohne ein Loch für Luft und Licht, und verwunderte sich: „Honnele, das soll die Schatzkammer sein?“

Honnele stand, zeigte mit Eifer auf den Hof hinaus, wo zum ersten Stall ein zweiter wuchs, und sprach nur so nebenher über die Schulter zurück: „Hat sich was! Aber es könnt doch sein, daß man was zu verwahren hat, wonach die Diebsfinger nicht greifen sollen. Diebsfinger sind lang, es muß einer sein in Stangendorf, der's versteht, vergangene Wochen hat mir der Marder sechs Hühner geholt, das will ich noch gelten lassen, aber vor drei Tagen ist mir ein Schwein verschwunden . . . das muß ein Marder mit zwei Beinen gewesen sein.“

Wie sie in den Obstgarten kamen, stand der

Pfarrer da: „Honnele, heut hast es lustig. Das Haus macht sich gut, wird ein stolzes Gebäude.“

Über den Grasboden her wackelte der Maurerpolier, rot im Gesicht, und hob einen Krug, dem der weiße Bierschaum aus dem Schnabel über dem buntblumigen Bauch quoll: „Alle Achtung, Honnele, du verstehst's! Das rinnt und rinnt und wird nicht gar, immer zu. Maurer haben ihren guten Durst, aber mit deinem Fassel werden wir schier nicht fertig.“

Des trunkenen Geredes nicht achtend, langte der Pfarrer nach dem Honnele: „Über all der Lustigkeit hast aber eins vergessen, Honnele. Den Segen! Ist es aus mit dem Stangendorfer Brauch, daß der Pfarrer die Dachgleiche mit Gottes Segen beschickt? Was ist wichtiger, das Bäumel mit Firlefanz und das Bierfaß oder ein himmlisches Gutheißn und Versprechen treulicher Obfsorge. Machst dir deinen Segen vielleicht selbst, Honnele? Oder hat dir dein General gleich auch einen fertigen mitgegeben, den man in der Westentasche tragen kann?“

Den Krug mit dem Geschäume von Bier hob

ihm der Polier vor das Gesicht: „Herr Pfarrer . . . einen Segen hat er, muß er haben. Wir trinken alle, und nicht schlecht, wir Maurer . . . an dem kleinen Fassel da und wird und wird nicht leer . . . die wunderbare Biervermehrung, muß man sagen . . . ja . . . die Hochzeit von Kana und die Speisung der Fünftausend . . .“

„So, so,“ sagte der Pfarrer und wurde sehr ernst, legte auch die Hände auf den Rücken, wie immer, wenn er einem Sünder die Leviten las: „daran kann aber der Herrgott keinen Anteil haben, Honnele. Du hast deine Sache wohl auf einen andern gestellt, als auf den da droben. Wie lange ist's denn her, daß ich dich in keiner Kirche gesehen hab? Weißt du's? Kannst dich dessen wohl kaum noch erinnern, schaust dir die Kirchentüre lieber von außen an und hast deine Finger an geweihtem Wasser so lang nicht mehr naß gemacht, daß du ganz trocken geworden bist von Sünden, wie die Wüste Sahara von Sand. So lad ich dich in den Beichtstuhl binnen acht Tagen und bin neugierig, was du mir zu sagen haben wirst.“

Jetzt war es, als ob der Honnele etwas dawider hätte einwenden wollen, aber der Pfarrer streckte voll Zorn die Hand gegen ihn aus, stieß ihn so gleichsam von sich als das räudige Schaf, das er war, und das er erst bei beginnender Einkehr und Besserung wieder herankommen lassen wollte. Dann schritt er zum Garten hinaus und über den Hof, wobei er es sorgsam vermied, mit dem Saum seines heiligen Gewandes das Mörtelschaff, die Ziegelhausen und die Bretterstapel zu streifen, als hatte all diesem Baugerät und Zugehör etwas von des Honnele Sündhaftigkeit an. Die Kerneckerbäuerin lief neben ihm her, kam auch nicht mehr zurück, sondern rief nur von ferne, der Kernecker solle einspannen lassen, es sei Zeit zum Heimfahren.

Der Honnele wollte sich und den anderen über das pfarrliche Donnerwetter hinweghelfen, lächelte ein schiefes Lächeln: „Der ist arg schlimm, unser Herr Pfarrer, der kraht den Teufel unter der Malter heraus.“ Aber es wollte keine Lustigkeit mehr aufkommen, weil die Bäuerin zum Heimfahren trieb, als habe

sie zu Hause Milch auf dem Herd, und müsse zurück sein, ehe sie überlaufe.

Nur die Maurer scherten sich weiter nicht drum, ob ihr Fassellegen von Gott oder vom Teufel sei, und ließen nicht nach, bis das Bier doch stärker geworden war als ihr Durst und sie unter den Bäumen lagen, als hätte sie der Wind von den Zweigen geschüttelt. Und doch war das Faß noch eben so voll wie vorher, da sie zu trinken begonnen hatten.

Darüber war es Abend geworden, der Mond schaukelte schon im Nachtblauen, sachte neben einem stark glühenden Stern, der seinem Licht standhielt, die Welt lag voll Schatten, die mit Silber beschlagen waren über Dunklem hin, berandet, in köstliche Reifen gefaßt, gleißend. Der Honnele schritt den Waldweg, der Erdfrieden glitt um ihn ab, wie Wasser von einem Leib, der mit Öl gesalbt ist. Bitternis seine Zunge, hinten ein schweres Schlucken, vorne knirschten die Zähne gegeneinander: „Ein armer Hund . . soll ein armer Hund immer ein armer Hund bleiben? Mit Steinen schmeißen, mit Füßen stoßen, mit Stecken drohen! Kriegt der Hund ein

neues Fell, gleich klaffen die andern voller Neid. Neid ist's! Hätt ich dem Pfaffen das Maul gestopft mit Messen und frommen Gaben in den Opferstock, so wär alles recht und in Ordnung und meinen General ließ er ungeschoren.“

Ganz im Dunkeln ging er durch seinen Wald, da sprang ihm zur Seite ein Krachen im Busch, Sturz und Hinschlagen eines Baumes. Dann dehnte sich eine Stille hin und nach einer Weile ging es wieder an, was er vorhin so nebenher gehört, aber nicht in sich aufgenommen hatte: lange Züge von Sägeknirschen durch ein Baumleben hin. Da waren die Holzdiebe, die vermaledelten, die schon lang in seinem Wald wüsteten und ihm die schönsten Stämme abtaten. „So will ich euch heute einmal nach meiner Weise segnen,“ knurrte er und schlich waldwärts im Schatten. Die Säge röchelte ihren schweren Atemgang durch Rinde und Mark, dann scholl Beilschlag und wieder stürzte splittend ein Baum in's Gestrüpp. Vom Rand der Lichtung sah der Honnele das nächtliche Hantieren. Zwei Männer unter dem Mond, hin und

her in den Himbeeren zwischen den Bäumen. Sie saßen auf den Stümpfen nieder, lüpfte Flaschen, bogen die Hälse zurück und ließen den Brantwein rinnen: der Hudribusch und der oberste Jürg, die sauberen Gesellen, ganz wie es der Honnele gedacht hatte.

Wie sie die Flaschen wieder in die Taschen stecken wollten, da kam jemand aus der Waldfinsternis heraus gemächlich über die Lichtung gegangen.

„Der Honnele!“ schrie der Hudribusch und wollte auf und davon. Es tat einen Riß in seiner Hose und dann saß der Hudribusch fest, als wäre er an den Baumstumpf angewachsen. Und neben ihm saß der oberste Jürg, stemmte sich mit Händen und Füßen gegen Strunk und Wurzelgeflecht und konnte so wenig fort wie der Hudribusch.

„Ja, der Honnele,“ sagte der Mann, der vor ihnen stand, und ließ eine lange dünne, aber gute Gerte pfeifen. „Jetzt hab ich euch.“

Der Mondschein war Glut, und vom Hosenhoden her brannte es glühend ins Fleisch, und der oberste Jürg legte die Arme quer vor sein Gesicht.



„Du brauchst dich nicht zu verstecken, Jürg, ich kenn' dich schon. Schau, der Hudribusch nimmt's besser, der lacht zur Halbscheid. Ich brauch keinen Gendarm und keinen Richter, ich fang mir meine Diebe selber und jetzt laß ich euch bis zum jüngsten Tag da sitzen. Was werden die Wespen und die Ameisen an euch für Freude haben!“

Ein Gewinsel stieg von den Baumstümpfen auf: „Honnele! Honnele! Nie wieder!“

„Nie wieder, sagte die Kaze, als ihr die Maus davonlief, ließ aber doch das Mausen nicht. Nur das wüßt ich noch gern, wer meine sechs Hühner in seinen Topf gesteckt hat.“

Der oberste Jürg beteuerte mit der Hand auf dem Herzen: „Ich nicht.“

„Gute Nacht!“ sagte der Honnele und wandte sich zum Gehen.

„Ich! Ich!“ schrie es hinter ihm, der Jürg streckte beide Arme nach ihm aus.

„Ja, ja, Jürg, das hab ich mir wohl gedacht.“

Gegen die niederträchtige Klebfestigkeit arbeitete der Jürg aus Leibeskräften. „Honnele,

um Gotteswillen! Laß uns aus! Nie wieder!  
Nie wieder!“

„Und dann wüßt' ich auch noch gern,“ Honneles Gerte tippte auf Jürgs Schulter, „noch das eine, wer mir die Sau gestohlen hat . . . vor drei Tagen?“

Schmutzige Schwurfinger nahmen steile Richtung zum Mond. „Ich nicht, Honnele, bei meiner Seel' . . . ich nicht.“

„So wüßt ich doch gern den Unterschied zwischen einem Huhn und einer Sau. Dasselbe Feuer, an dem ein Huhn gekocht wird, kann auch die Sau braten.“

„Kann sein, Honnele. Aber ich nicht . . . ich nicht.“

„Schau, wie der Hudribusch grinst. Der glaubt dir's nicht. Ja, Hudribusch, da ist aber nichts zu lachen. Ich gehe jetzt fort, und du darfst dich beim Jürg bedanken, wenn du da sitzen bleibst, bis du schwarz wirst.“

Der Honnele war noch nicht am Waldrand, da rief es hinter ihm so kläglich wie ein armer Sünder, der schon im Fegefeuer hinterwärts gezwickt wird: „Honnele! Honnele!“

Und als der Honnele den Schritt ein wenig verhielt, wimmerte es weiter: „Die Sau, Honnele . . . die Sau . . . ich weiß nicht . . . ich hab sie müssen haben . . . ich . . . aber nie wieder. Ich schwör dir's, nie wieder.“ Und wieder standen die Schwurfinger steil zum Mond empor.

„So,“ sagte der Honnele, kam zurück und ließ die Gerte pfeifen: „das hab ich wohl gewußt, Jürg. Was die Sau grunzt, das ist die Musik, die du verstehst. Ein paar Tage wenigstens sollt ich euch rösten lassen da auf eueren Strünken. Ich tät's auch, wenn die Paulin' nicht wär. Bedank' dich bei dem Mädal, Lump, weißt ja nicht, wie du zu ihr kommst, da muß sich der Herrgott geirrt haben. Und jetzt, lauf! Lauft, ihr Schächer!“ Er ließ die Gerte pfeifen, hieb erst dem Jürg saftig über die Beine, dann dem Hudribusch, da sprangen sie auf, taten einen Satz und liefen, was sie konnten.

Nur die zwei Hosensäcken blieben auf den Baumstümpfen zurück, kreisrund, wie mit der Schere ausgeschnitten.

\*

Am Rothmühler Kirchtag kommt fast der ganze Schönhengst zusammen, und ist eine Lustbarkeit an die andere gesetzt, wie die Zellen in der Bienenwabe und jede voll Süßigkeit und Spaß, als hätten wirklich Bienen Honig eingetragen. Am frühen Morgen weckt Musik, macht einen Umzug durch den ganzen Ort, spielt dem Pfarrer eins, jedem besseren Bauer eins, nimmt dafür Kolatschen ein, Eier und pfündige Butterstrizze, was halt einer geben mag. Die fahrenden Krämer krachen ihre Kisten auf, hämmern die Holzbuden zusammen und breiten ihre Herrlichkeiten hin, daß den Mädeln die Augen übergehen. Der Baum ist auch schon aufgestellt, ganz glatt geschält, mit einem kleinen Fichtlein oben, von dem Bänder in der Himmelsbläue tanzen. Wenn die Messe gelesen ist, dann erlauben Gott und der Herr Pfarrer, daß man sich vergnüge. In den Budengassen ziehen die Mädchen, scharenweise, vier und fünf oder mehr untergefaßt, und wie sie bald da, bald dort etwas zu sehen haben, zieht sich die Reihe zusammen oder auseinander, wie ein Harmonikabalg. Die Burschen haben die Hüte schief

aufgesetzt, hocken hinter dem Krug, und nach einer Weile fangen im Wirtshausgarten an die Kegel zu fallen. Die Kugeln rollen über das Brett, daß der eine oder der andere, der nicht an die Kegelbahn denkt, nach dem Himmel schaut, ob nicht irgendwo in einem Wolkenwinkel ein Sommergewitter aufknurrt. Nachmittags, nach dem Segen, marschiert die Musik wieder auf, holt den Altburschen und die Altdirn mit einem Tusch aus dem Haus und bringt sie feierlich nach dem Tanzplatz.

Auch die Kernecker Theres' war da, aber von einem ganzen Haufen von Frauenzimmern umrahmt, allen Basen und Mühmen älterer Jahrgänge, der sämtlichen Kernecker'schen Freundschaft, und die war zahlreich genug, daß sie einen Schutz abgab und der Honnele gar nicht heran konnte. Mit ihren weiten, steifen Röcken standen sie um das Mädel wie Schanzkörbe und schnatterten alle zusammen als wären sie eine Herde verwunschener Gänse. Wenn der Honnele um sie strich und der Theres' aus der Ferne Zeichen gab, dann fing sie nicht die Theres', sondern die

Kerneckerbäuerin und machte ein Gesicht, wie ein Drache, der gekißelt wird.

Erst am späten Nachmittag, als das Tanzen anging, konnte sich der Honnele anschleichen, denn da waren die Weiber allesamt zur Schlicksbiermahn gezogen, zu Kaffee und Gugelhupf, und als der Honnele die Theres' beim Fenster sitzen sah, lief er zu einer Bude, kaufte Papier und Bleistift, schrieb etwas auf und warf es als zusammengeballtes Küglein durch das Fenster der Theres' auf den Schoß. Nach einer Weile kam sie dann heraus, schlechten Gewissens und zögernd hinter sich schauend. Er wartete schon an der Stallecke, sprang vor, nahm sie an der Hand und zog sie rasch in sein Versteck.

„Ich muß dich fragen,“ sagte er, „warum sie mich nicht zu dir lassen? Deine Mutter schaut mich an, als wenn sie mich fressen wollt.“

Sie hielt den Blick gesenkt von ihm ab, sagte nichts.

„Haben sie dir das Sprechen verboten?“

„Nein!“

„Also, dann red!“

Noch immer sah sie seitab. „Weil halt so ein Gered über dich ist!“

„Da haben sie deiner Mutter die Ohren voll geblasen. Und sie hört auf jedes alte Weib, das Dummheiten redet. Was ist das für ein Gered'?“

Es wollte schwer aus ihr heraus: „Leutgered'! Ist ja wahr! Daß nicht alles soll richtig sein mit dir.“

„Was soll da nicht richtig sein? Wenn Geld da ist, so hat auch alles seine Richtigkeit. Sag das deiner Mutter!“

„Ist doch mit Geld nicht alles getan, sagt der Pfarrer!“

Der Honnele lachte grell und grimm: „Der Pfaff! Als ob nicht von der Kirche auch alles um Geld zu haben wär. Wenn man nur recht blecht, kauft man von ihr Ablassung der Sünden und zahlt den Eintritt in den Himmel.“

„Sag', was soll das fensterlose Zimmer in deinem Haus?“

„Genug, wenn mir die Leut' in alle anderen Stuben schauen. So will ich wenigstens eine haben, in der sie mir nicht ihre Augen anhängen

können. Ich brauch nicht die böse Nachbarschaft alles bereden lassen.“

„Und der Jürg und der Hudribusch, wie du die im Wald an die Bäum' geklebt hast.“

Der Honnele lachte wieder: „So haben die zwei Holzdieb den Mund nicht halten können? Sie hätten es nötiger gehabt zu schweigen, als es an die große Glocke zu hängen. Soll man nicht seinen Spaß machen, wenn sie einem das Holz stehlen?“

„So reden die Leut halt, du hast ein Käferle, weil dir alles so wohl ausgeht und du solche Spässe machen kannst. Steht aber dahinter ein übles Ende.“

„Kümmer' dich um kein End'. Schau, daß endlich mit uns ein Anfang gemacht wird! So weiß ich jetzt nicht, bist du mir versprochen oder nicht. Zieh mich nicht herum! Es ist auf den Herbst zugesagt, so lang will ich jetzt nicht warten, sonst reden dich mir die Leut' noch ganz ab. Und das wäre dann ein schlimmes End', das ja. Denn das mußt du wissen, daß ich meine Sach auf dich gestellt hab und fallst du mir ab, so schlag und spei ich der Welt ins Gesicht. Und sollten die Leute



gar die Wahrheit sagen, so ist es mir nicht leid, wenn ich dich damit gewinn'. Meine Seligkeit, die himmlische, kommt später daran, für jetzt ist mir nichts anderes not, als du und die Seligkeit durch dich."

Wie sie nun auf- und dem Honnele ins Gesicht schaute, in dem eine zornige Liebe in hellem Brennen stand, da überlief es sie mit einem Grauen und legte sich ein Würgen um ihren Hals. Denn kalten Blutes, wie sie von Natur aus war, hatte sie auch keine sonderliche Liebe zum Honnele empfunden und nun, da sie ihn so wild und ungezügelt sah, wick sie im Innern noch mehr vor ihm zurück. So ein närrisch, fahriges, überhitztes Mannsbild war nicht nach ihrem Sinn, da sah sie in eine Ehe voll Unruhe und Umtreiben, und da half kein Geld darüber weg.

Indessen hatte der Honnele beide Hände in die Taschen gesteckt und wieder herausgezogen, mit Jahrmarktskram angefüllt, Ringlein und Tüchlein und ein Kettchen, billiges Budenzeug. „Deine Schürzen halt auf, Theres'! Da hast dein Jahrmarkt, halt auf, ich werf dir's ein, aber ungeschaut mußt die Schürzen herhalten.“

Sie stand schwankend zwischen Freude über das Geschenk und Angst vor der Mutter: „So müßt' ich dann sagen, daß ich mit dir war.“

„So sag's! Sollst es eben sagen. Denn ich will ja nicht hinter dem Zaun mit dir beisammen sein, sondern vor allen Leuten. Soll sich deine Mutter nur schämen, daß wir Heimlichkeiten haben müssen. Halt auf! Ungeschaut!“

Es klirrte und flatterte aus seinen Händen in den Faltenbug der Schürze, beschwerte sie: „So! So! Und noch! Und noch!“ Er lachte übermütig und burschenjung, und es war in diesem Augenblick wenig glaubhaft, daß er sich mit schwarzen Künsten abgeben solle.

„Das ist die Prob'!“ sagte er und warf noch eine Handvoll Tand zu dem andern.

Sie verstand es so, wie er schon gesagt, ob sie sich vor ihrer Mutter zu ihm bekennen wolle, er aber nahm es noch in einem anderen Sinn. Dann, als sie die Schürze gerafft hielt und ihm mit einem schönen Dank die Hand reichte, riß er sie an sich und überfiel sie mit solchem Sturz von Küssen, daß sie fast erstickte.

„Morgen bin ich in Greifendorf,“ rief er ihr

nach, als sie ihm entlief, „und da wird der Tag aus dem Herbst in den Sommer geschoben.“

Am nächsten Morgen war der Honnele zeitig in Greifendorf, aber da stand der Kernecker im Hofstor und sagte mit einem verlegenen Troß im Gesicht. „Geh nicht weiter, Honnele, du sollst mir nicht mehr in die Stuben. Wenn du kommst, so geht mein Weib, wenn du die Theres' kriegst, so läuft sie mir aus dem Haus.“

„Steht es so, Kernecker, daß dein Weib die Hosen an hat?“

„Sei du erst einmal zwanzig Jahr' verheiratet, Honnele. Sie hat Angst um ihre arme Seel. Und daß du mehr kannst als Brot essen, hast du uns gestern bewiesen. Der Jahrmarkt, den du der Theres' gegeben hast, bei der Schlicksbiermahm waren es noch Ringe und Ketten und Tüchlein, wie es sich gehört, auch Lebzeltreiter und ein großes Herz. Wie wir dann nach Haus kommen, was hat die Theres' in der Schürze? Rosen, nichts als Rosen, so wunderbar, wie hier herum keine zu finden sind. Die müssen aus einem Zaubergarten gewesen sein und das ganze

Haus war voll davon. Und zu unterst in der Schürze liegt eine Rose, ganz aus Gold.“

„Ist das nicht besser als der Rothmühler Budenkram?“

„Besser oder schlechter: es geht um die ewige Seligkeit, die soll uns nicht verloren sein.“

„Es hat eine Prob' sein sollen, was stärker ist, das Geld oder die Dummheit. Ich hab immer geglaubt, das Geld, aber heut bin ich dahinter gekommen, die Dummheit ist stärker.“

„Nenn' du die Sorge um die Seele wie du willst. Es tut mir leid, Honnele, aber mit der Theres' kann nichts werden.“

„Laß du mich nur mit der Theres' reden!“

Einen Schritt auf den Hof tat der Honnele, aber der Kernecker machte sich breit vor ihm, es war kein Vorbeikommen gegen seinen Willen. „Honnele, ich möcht' nicht, daß ich die Knechte rufen muß. Geh im Guten und laß du nur die Theres'. Sie gibt dir keine andere Antwort als ich. Ich trag dir ihre Botschaft. Du hättest sie gestern sehen sollen, wie das Weinen über sie gekommen ist und die Angst vor dir. Sie will deinen Namen nicht mehr hören, sie hat uns

mit aufgehobenen Händen gebeten, sie vor dir zu schützen. Sie will lieber gleich bei lebendem Leib begraben sein. Deine Rosen sind für sie ein Gift gewesen, Honnele. Gib dich und geh!“

Da sprang dem Honnele das Rote in die Augen, aus dem Herzen gradaus in die Augen, daß ihm die ganze Welt mit dem Kernecker mitten drin über und über voll Blut war und ging zugleich in seinem Kopf ein Rauschen los, Wassersturz über Mühlräder unter dem Schädel und ein Gestampf und Schütteln von Mahlgängen in den Schläfen, als solle ihm das Gehirn zu Mehl zerpulvert werden.

Der Kernecker war bis an die Hauswand gewichen vor dem Ansehen, das der Honnele jetzt bot. „Jesus,“ schrie er, „Honnele, halt dich! Halt dich!“ Und hatte das Kreuz schon in der Tasche zwischen die Finger geklemmt, um es sowohl den Gewalttäusten als auch jedem unheilvollem Zauberwesen entgegenzustemmen. Schon aber hielt sich der Honnele, keuchte bloß noch. „Bauer,“ sagte er, „den Tag schreib dir im Kalender gut an, daß du weißt, wann du deine

große Dummheit gemacht hast. Du und deine Bäuerin, die dich aufgehezt hat.“

Da der Bauer sah, daß der Honnele von seinem wilden Wesen abstand, ließ er die Hauswand wieder von seinem Rücken und sagte: „Mag sein, wie's will. Heiraten ist kein Saukaufen. Der Vater bin ich und hab die Sorg dafür, daß mein Kind nicht in ein Haus kommt, wo der Teufel der dritte am Tisch sitzt.“

„Du Didltapp, bei mir wär's ihm bald langweilig, hätt keine Ansprach'. Da nähm er schon lieber beim Kernecker Quartier, hätt da doch gute Gesellschaft an der Bäuerin, ist ihm die lieber als seine eigene Großmutter.“

Und so drehte der Honnele um, ließ den Kernecker unter dem Hofstor und die Bäuerin hinter dem Fenster, wo sie gehorcht hatte und jetzt die großen Kreuze über sich schlug, den langen Arm von der Stirn bis zu den Knien und den kurzen von einer Schulter zur andern, daß ihr kein Unsegen an den Leib könne. Beim Türkenhübel wandte sich der Honnele ein einzigesmal um, schaute nach dem Fenster im Giebel, durch das die Sonne zur Theres' in die Kammer schien.

Der Rahmen stand leer in der Mauer, zeigte nichts von dem, was dahinter war, die Theres' auf den Knien vor dem Glasbild, dem von hinten her ihre Namensgeberin aufgemalt war, die heilige Theresese, eine überaus fromme Nonne, der keine Bußfertigkeit für einen sündhaften Gedanken zu viel gewesen war. Da stand sie mit den Händen auf der Brust, den Rosenkranz zwischen den Fingern und den Blick zum Himmel, und um sie war der silberne Spiegelhintergrund, als wäre sie schon von lauter göttlichen Ermutigungen und Verheißungen umflossen. Ihre hiesige, die Kerneckerische Namensfolgerin war noch nicht so weit, sie weinte und seufzte sehr und ließ den Rosenkranz Küglein um Küglein durch ihre Finger gleiten.

Diese Nacht betete sie mehr als sie schlief und am frühen Morgen des nächsten Tages machte sie sich auf, denn nun war sie so weit, daß sie glaubte, das Gewissen sei zu einer ausbündigen Beichte genugsam erforscht und nachher könne das heilige Abendmahl die Seele wieder völlig in den vorigen Stand bringen, wie er gewesen war, ehe sie dieser Teufelsgefelle, der Honnele,

in Gefahr gebracht hatte. Wie sie hinter dem Türkenhübelbach entlang durch den Jungwald ging, brachen die Büsche auseinander und mit einmal stand der Honnele da und hatte sie auch schon bei der Hand. Sah auch gar nicht gut aus, sondern wie einer, der sich nächtlich im Wald herumgeschlagen hat, wo Finsternis und Dornenhecken nicht übermäßig freundlich gewesen sind.

„Theres’,“ sagte er, „wie soll das sein? Dein Vater hat mir abgesagt, da kann ich nicht glauben, daß er dabei nach deinem Willen gefragt hat; von dir erwart ich mir ein anderes Reden, wenn du nicht deine Mutter hinter dir hast.“

Aber die Theres’ riß an ihrer Hand, bis sie frei war, und sagte, den Blick an der Wurzel eines alten Eichbaumes, dem ein Muttergottesbild zwischen die Äste gehängt war: „Erwart dir nichts anderes von mir, Honnele, meinen Willen hast schon von meinem Vater gehört.“

Es strich heiß und zitterig von Feuerluft über ihren Nacken hin: „Bestnn dich, Theres’, was ich gesagt hab, daß mir mein Leben ohne dich keinen Schuß Pulver wert ist. Und eine Lieb, die was



taugt, fragt nach nichts, als ob sie den Ihrigen kriegen kann oder nicht.“

„Eine christliche Lieb,“ sagte die Theres' standhaft, „kümmert sich auch drum, wie's wird, wenn es hier zu End' geht. Ich will nicht hier Tisch und Bett mit meinem Mann teilen und drüben von ihm geschieden sein.“

„Ich aber nehm auch Höll' und Verdammnis auf mich um dich,“ schrie der Honnele.

„Laß mich!“ rang die Theres' gegen des Honnele wieder zugreifende Hände.

„So muß Gewalt geschehen,“ brüllte er, „sei's wie's will.“

Sie kreischte laut und hoch, wand sich in seinen Fäusten, stieß kraftwild und verzweifelt gegen seine Brust, fuhr mit gekrümmten Nägeln über sein Gesicht, daß er geblendet seinen Griff verlor. Da sprang sie los, hinter ihr stolperte der Honnele mit Blutgerinnsel in den Augen über das Wurzelwerk, sah nur Rockgeflatter den Hügel hinab, dem Kerneckerhof zu. Geschrei. Zwei Knechte rannten feldher. Einen Saß tat der Honnele in den Busch zurück, warf sich in den Wald, hezte sich die Lunge dampfig, daß ihm

die Brust fast auseinanderbrach, fiel, da ihm der Atem gänzlich ausging, auf einer nassen Lichtung ins Gras und füllte sich den Mund mit Schlamm, daß sein Schreien ersticke.

In seiner Tasche war ein feines Summen und leises Krabbeln von Käferbeinen.

\*

Steht jemand hinter dem Zaun am Weißdorn, ein Mensch, am Feldweg von Greifendorf herüber. Die Lippen zittern und der Kopf ist voll von einer angespannten, klaren Helle, in der jedes leise Rühren der Nacht ein Dröhnen wird. Das Gehör saugt von ferneher alles Regen ein, sammelt Geräusch.

Da kommt ein Schreiten, müdes Schleppen quer durch die Nacht, die Finsternis läßt eine Gestalt aus sich auf dem hellen Wegsand.

„Halt, Honnele. Nicht geh weiter!“

Der Müde verwundert sich gleichgiltig. „Paulin', was stehst du da? Wie spät?“

„Kann Mitternacht sein. Ich wart auf dich. Geh nicht weiter! Sie sind dir in's Haus gefallen,

haben dir alles zerworfen, der Pfarrer hat sie aufrebellt, daß sie sich für Gottes Werkzeug halten. Sie suchen dich schon den ganzen Tag. Jetzt passen sie auf dich mit Knütteln und Peitschen, sagen, sie wollen dir den Teufel austreiben.“

„Ist mir grad recht“, sagt der Honnele und die Paulin' in ihrer Hellsichtigkeit merkt, wie ihn ein Lachen lautlos schütterert.

„Nicht geh heim, Honnele, es sind ihrer zu viele und die stärksten Burschen drunter. Der Pfarrer hat sie wild gemacht, sie schreien aus, daß du ein Schwarzkünstler bist. So komm über Nacht zu uns, krieche in's Heu, bei Tag verbracht ihnen der Zorn, kommt vielleicht der Verstand zurück.“

„Ich brauch dein Heu nicht, wenn ich mein eigenes Dach hab.“

Die Paulin' aber steht im Weg, verstellt den schmalen Gang zwischen dem Weißdorn. „Es geht schlimm aus, Honnele, laß dir sagen...“

Er zwingt ihre Hand von sich ab, die Knöchel sind schmerzhaft gepreßt. „Weg da... ich will auf meinen Hof, nachschauen, was die Fledermäus' machen.“

Sie jammert hinter ihm drein: „Honnele, nicht, Honnele, kehr um . . . sie schlagen dich . . .“

Er macht schon hinten das Gattertürchen im Zaun auf, die Angeln knarren laut, geht zwischen den Obstbäumen hin. Wie er auf seinen Hof tritt, springt Mannsvolk hinter dem Wagen vor, um das Scheuneneck herum, aus der Finsternis heraus, Licht zuckt aus staubigem Glas durch Drahtgeflecht.

Die Stalllaterne reißt der Honnele dem ersten aus der Hand, wirft ihm das Leuchten ins Gesicht: „Hudribusch! Du! Bist du Gottes Handlanger geworden? Einen sauberen rechten Arm hat sich der Pfarrer wachsen lassen. Denk an den Baumstrunk, Hudribusch. Hast einen neuen Hosensboden? Gib acht, daß er dir nicht wieder kleben bleibt.“

„Drauf! Drauf!“ schreit einer hinten aus der Dunkelheit, wo man leichter tapfer ist. Der Honnele leuchtet im Kreis von einem Bartstoppelgesicht zum andern: „Wer will was von mir? Hab ich euch geladen? Ist bei mir Hochzeit oder Kindstauf oder Leidvertrinken? Oder wollt ihr von mir das Umgehen lernen? Obacht,

gleich geht's an, wird aber erst Zwölfe schlagen.“

„Drauf! Drauf!“ hegt einer hinterwärts in die Bauernbuckel hinein, da rühren sich die Knüttel.

Aber da ist zugleich ein Gelächter über ihnen, unter und zwischen ihnen, aus der Erde heraus, aus der Nacht hervor, aus der Luft und vom Scheunendach herunter brüllt Lachen, gellt wiehernd und zerstößt sich im Schall gegeneinander, daß ihnen allen die Glieder steif werden und das kalte Grauen über die Haut läuft. Die Knüttel sinken und die Finger krampfen das Nichts, krallen sich ins eigene Handfleisch.

Jetzt hat der Honnele eine Dose vorgeholt, die ist schwarz mit Gezier von Silberstiften, Perlmutter, Elfenbein, er schlägt auf den Deckel, hält sie den Vordersten vor die Nase: „Eine Prise vor dem Schlafengehen. Ist gesund, macht das Geblüt sanft und brav, nimmt ihm die Hitz. Ein guter Tabak, ein starker Tabak.“

Den Bauern, wie sie die Dose sehen, wird Himmelangst, kommt ihnen aber dafür die Regsamkeit wieder, sie schreien laut und springen

los, fort, weg, vom Hof, durch den Garten, dorfsu, als brenne ihnen der Kopf, stößt einer an den andern, rennen sich nieder, einer wälzt sich in der Tauche. Ehe man bis sieben zählt, sind sie alle fort, wie weggeblasen.

Der Honnele steckt die Dose wieder ein, reicht der Paulin' die Hand: „So, Paulin' und jetzt gute Nacht für heut. Die Fledermäus' sind weg.“

\*

Es war die Zeit, da der Kaiser in Wien dem Bauern das Joch abnahm, damit er nicht mehr geduckt wie ein Tier über den Acker schleichen müsse, sondern den Kopf heben könne von der Erde, der seine Hand dienstbar war.

Den Bauern ging der Atem freier und den Gutsherren und Pfarrern wurde er beklommener, denn sie mußten stückweise abgeben, was ihnen für alle Ewigkeit gesichert und zugesprochen schien. Fünfzig Jahre früher hätte die Pfarrersjagd auf den Honnele kein so rasches Ende genommen, jetzt aber bekam der Seelenhirt über Nacht andere Sorgen als seinem räudigen

Schaf den Teufel auszutreiben. Die Obrigkeit glaubte von amtswegen an kein Käferle und keine schwarze Kunst mehr und so blieb der Honnele künftig ungeschoren. Man ließ ihn auf seinem Hof in Frieden, suchte ihn nicht und legte einen leeren Raum zwischen die Gemeinschaft der Dorfbewohner und ihn, der, da der Honnele selbst ihn nicht zu überschreiten begehrte, wie ein Wall um seine Einsamkeit wuchs und ihn vor weiterer Neugierde bewahrte. Er baute sein Haus zu Ende, betrieb seine Arbeiten mit Eifer und mehrte seinen Wohlstand, die Empörung wich einer Anerkennung, wie gut er es verstehe, seine Sache zusammenzuhalten, und mochte es auch in Gottes Namen ein Käferle sein, dem er sein Gedeihen verdankte, so trug er doch auch sicherlich durch eigenen Fleiß des Seinige bei.

Er nahm sich auf seinem Hof umso stattlicher aus, als in seiner Nachbarschaft der Verfall daheim war und des obersten Jürg Hütte ein Beispiel dafür, wie es bei liederlichem Unwesen bergab und immer tiefer in die Sümpfe des Lebens hinein geht. Daheim schaffte die Paulin', der oberste Jürg saß in der Schenke und unter-

hielt die Bauern um ein Glas Branntwein mit seinen Poffen. Wenn er aber niemand fand, denen er mit Bauchreden und Grimassenschneiden einen scharfen Trunk abzapfen konnte, so griff er schon in die eigene Tasche. Denn getrunken mußte sein, ob so oder so. Was die Paulin' mit Fleiß und Schweiß erraffte und zusammenhielt, trug der Jürg aus dem Haus. Darüber kam auch der Hausrat ins Wandern; was von früheren, besseren Zeiten noch vorhanden war, nahm den Weg zum Juden, und der Schnapsteufel freute sich, wie die Stuben verödeten, wie der Bewurf von den Wänden bröckelte und das Dach verfiel.

Die Stangendorfer hatten schon längst über den obersten Jürg das Kreuz gemacht, und das Dorfende, wo er mit dem Honnele beisammensaß, wurde seinetwegen gewiß so wenig aufgesucht wie des Honnele wegen.

Immerhin hatte er sich mit Ach und Krach und allerlei dunkeln Pfiffigkeiten noch über Wasser gehalten, ließ sich zur Schelmenzunft rechnen, aber bestand doch auf seinem Platz, so gut es gehen wollte. Als aber des Kaisers Josef Gebot aus Wien kam, daß der Bauer künftig



dem Gutsherrn nicht mehr leiblich untertan sein sollte, da wehte ihn aus der neuen Zeit ein Rausch an, viel ärger als je einer, den ihm der Schnapsteufel angehängt hatte. Mißverständnis des Gesetzes brachte ihn aus Rand und Band. Es war wie wenn ein stürmischer Geist, der in wohlverschlossenem Gefäß sorglich behütet und gefangen gewesen, im Augenblick, in dem ein winziges Löchlein in die Haft gestoßen ist, mit großer Gewalt plötzlich ausfährt und die Flasche in Trümmern auseinanderwirft.

Im Wirtshaus schlug der oberste Jürg seine Meinung in den Tisch: daß sich's jetzt endlich weise, wie die Welt eigentlich eingerichtet sei, und daß sogar der Kaiser zu Wien einsehe, daß alle Menschen gleich gehalten werden müßten. Denn sie kämen auf dieselbe Weise in die Welt und führen auf dieselbe Weise dahin, und zwischen Wiege und Bahre sei es bei dem einen wie dem andern mit Essen, Trinken, Verdauen und Kindermachen daselbe, beim Fürsten und Grafen nicht anders, wie beim Bettelsack und Landstreicher. Des Kaisers unverstellter Wille sei es auch, daß darum zwischen den hohen

Herren und den Hungerleidern ein großes Theil gegeben und alle Ungleichheit ausgeglichen sein solle. Die Fürsten und Grafen hätten freilich die kaiserliche Meinung verfälscht und verbogen und, da sie zwischen dem Kaiser und dem Volk stünden, nur soviel von ihr herablangeln lassen, als unumgänglich gewesen wäre. Aber nun sei es am Volk, dem kaiserlichen Wohlmeinen zu seinem Recht zu verhelfen und, wenn kein anderer, so werde er, der oberste Jürg, damit einen Anfang machen, daß alles krache und die großen Herren die Augen aufreißen sollten.

So schrie der Jürg in den Schenken herum und predigte dasselbe bald auch hellen lichten Tages auf den Dorfgassen und überall, wo ein paar Leute beisammen standen. Bei den breit und warm Geessenen war nur ein Kopfschütteln über den gefährlichen Unsinn, es gab aber auch genug armseliges Volk, dem die Auslegung des Jürg eine willkommene Kunde war und das beim großen Theil nichts herzugeben und nur alles zu bekommen hatte. Dem stiftete des Jürg Herumreden Verwirrung unter

dem Haarschopf, brennend wurden die Augen, wie Spieße schossen die Blicke her, auf den Stirnen und um den Mund herum stand ihnen Gier und Lüsterheit geschrieben. Zuletzt schrien sie mit ihm, jetzt müsse es den Herren an den Kragen gehen, so sei der eigentliche Verstand der neuen, eben angebrochenen Zeit, hinaus mit den Fetten aus den Betten, daß sich die Mageren hineinlegen könnten; rotteten sich zu einem tüchtigen Haufen zusammen, der Jürg als der vorderste Maulaufreißer und der Hudribusch gleich daneben, als welcher es nach ihm am besten konnte. So zogen sie, als sie sich genug in Zorn hineingeheizt hatten, dem Grafen vor das Schloß, schlugen dem Schaffer ein Loch in den Kopf, rissen die Pferde aus den Ställen und schrien unter dem Klirren der Scheiben des Glashauses, in das ihre Steine droschen, der Graf möge nur gleich herauskommen und mit dem Teilen den Anfang machen, denn das sei die neue Freiheit.

Da ihnen aber der Graf mit dem geladenen Jagdgewehr entgegentrat, den Förster und den Jagdgehilfen hinter sich, deren Büchsen auch ein

wenig freundliches Ansehen hatten, da verging ihnen das Geschrei, das Getümmel wurde zaghaft und die Hütte zögerten von den Wirtschädeln ab. Und als der Graf sie fragte, was sie eigentlich wollten, da wußten sie ihm keine rechte Antwort, nur der Jürg schrie noch, das würden sie schon zeigen, denn jetzt sei der Ast abgefägt, auf dem die großen Herren gegessen hätten. Wie sich aber das Gewehr des Grafen ein wenig gegen ihn hob, da schwieg auch er und machte, daß er hinter den anderen dreinkam, die schon das Schloß mit dem Rücken zu besehn begonnen hatten.

Hernach dauerte es keine zwei Tage mehr mit des obersten Jürg Schimpfen und Sakermentieren gegen die Herren, da kam ein Wagen von der Stadt her angefahren, auf dem saßen zehn Soldaten und ein Leutnant, und es war nur ein Glück, daß der Hudribusch der erste war, der ihn kommen sah. Da konnte er noch vor ihm her hinter dem Dorf an das andere Ende laufen und dem obersten Jürg in die Hütte schreien, jetzt sei es an der Zeit, sich auf die Strümpfe zu machen. Für ein langes Abschied-

nehmen war keine Zeit, nur eben den Brotsack und den Knotenstock konnte der Jürg hinter dem Ofen hervorholen und dann mußte er über den eigenen Zaun springen und dem Wald zulaufen; denn jetzt hatte es ganz den Anschein, als sei der Kaiser doch nicht über die neue Freiheit einer Meinung mit dem Jürg.

Am Abend dieses Tages kam die Paulin' zum Honnele in's Haus. Ihrem Fragen nach dem Bauern zuckte der einäugige Großknecht, der Martin die Achseln: seit dem frühen Nachmittag sei der Bauer verschwunden. Die Paulin' setzte sich still in die Stube und wartete in die Dunkelheit hinein ohne Licht, da hörte sie endlich eine Türe gehen, sie wußte, es war die der Kammer ohne Fenster, und fühlte des Honnele Kommen an ihrem Herzen.

„Wer ist da?“ fragte er, als er eintrat und die Gestalt am Fenster sah.

Sie nannte ihren Namen: „Ich bin da, Honnele, muß dich fragen, ob du mich diese Nacht unter deinem Dach lassen willst.“

„Hat dich der Vater ausgetrieben? Er ist leztlich sehr wüßt wild gewesen.“

„Darum hat er müssen landflüchtig werden. Die Steuer habe ich ihm dreimal gegeben, dreimal hat er sie mit Schnaps hinuntergejagt. Das Gefindel hat er um sich gesammelt, ist den Herrn Grafen angegangen. Darum sind jetzt Soldaten nach ihm ausgerückt, liegen ihrer zehn im Haus drüben, der Leutnant gar macht mir hitzige Augen . . .“

„So ist dir heut mein Dach sicherer als deines, Paulin'. Wenn du aber bei mir nicht mit zehn Soldaten und einem Leutnant schlafen mußt, so ist doch ein anderer Gast unter meinem Dach, und es gibt so manche fromme Seel im Dorf, die möcht lieber mit zehn Leutnants schlafen als mit dem.“

Lange schwieg es am Fensterplatz. Dann kam ein Seufzer hergeschwommen, gewölbt, wie ein Nachen mit einer kleinen Fracht von Worten: „Du weißt, Honnele, daß ich darum keine Angst hab vor dir und deinem Haus.“

„Ist gut, daß du mich erinnerst, daß ich es dir zu danken hab, wenn sie mir und dem Haus nicht schlimmer mitgespielt haben, die frommen Leut von Stangendorf. Ich weiß schon noch, wer

damals in der Nacht unter dem Weißdornbusch am Weg gestanden ist. So ist es aber nicht meine Schuld, wenn ich dir noch kein ordentliches Dankschön hab sagen können, weil du doch seither auf meinem Hof den Staub nicht getreten hast.“

Feuerschein ging im Fenster auf, die Soldaten hatten nach ihrer Weise Lager gemacht, saßen im Nachbargarten und hatten ihren Kessel über die prasselnden Scheiter gehängt und sangen ein Lied, das hatte Haare auf den Zähnen, war scharf gewürzt wie eine ungarische Fischsuppe.

„Wie hätte ich mögen zu dir kommen,“ sagte Pauline, „ist ja eben so weit von mir zu dir, wie von dir zu mir.“

„Gute Nachbarn rechnen einander den Weg nicht vor. Freundliche Hilf springt rasch über den Zaun. Aber wie hätt ich mögen zu dir gehen, Paulin', als einer, dem die Leut' bald hätten aus lauter Frommheit das Fell gegerbt und den Hof gebrannt.“

Das Soldatenlied marschierte ungeschlacht und grob durch die Nacht, zwei Gefäßlein sangen sie drüben, ehe die Paulin' wieder zu einer Ant-

wort kam: „Und wie hätt' ich mögen zu dir kommen, Honnele, wo mir erst ist bewußt geworden, was mein Dater . . . daß die Hühner, von denen ich mitgegessen hab und die Sau . . . auf deinem Hof daheim gewesen sind . . . wie mir mein Dater im Kausch verraten hat. Bei Gott, jeder Bissen ist mir noch nachhinein giftig geworden, hat mir den Hals abgeschnürt.“

„Don mir aus war es dir gegönnt. Ich hab's deinem Dater nicht nachgeredet. War mit schwarzer Kohle in den Rauchfang geschrieben. Aber wie hätt ich mögen zu dir gehen, Paulin', wo ich weiß, was ein Greuel ich den Leuten bin und was eine Gefahr für die Seele, die am End gar durch mich von Gott ab- und dem Teufel zugeführt werden mag.“

Drüben in des Jürg Garten brüllte ein Gelächter auf, denn da hatte der eine Soldat dem andern unversehens die heiße Suppe in's Gesicht geschüttet, der Abgebrühte hatte ihm dafür mit einer tüchtigen Dachtel gezahlt, und nun wälzten sich beide im Gras, bald der eine, bald der andere oben, und zuletzt fielen sie mit-



einander in's Regensfaß, aus dem die Paulin' sonst das Wasser auf die Gemüsebeete hob.

Als der Lärm wieder ein wenig in sich gesunken war, sagte die Paulin': „Darum ist's nicht, Honnele, davor hab ich keine Angst, ich glaub's ihnen nicht. Sie mögen über dich sagen was sie wollen, ich weiß, wer du bist.“

„Mir ist,“ sagte der Honnele mit einer weit ausholenden und hallenden Stimme, „als hätten sie uns miteinander in einen und denselben Winkel geschoben, deinen Vater, dich und mich. Die Braven und Gott Wohlgefälligen gehen vorbei und rühren uns nicht an. So hätten wir aber erst recht müssen zusammenhalten und ist nur schad, daß du den Weg nicht früher gefunden hast, den dir heut' die Soldaten gewiesen haben.“

„Wie hättest du ihn finden mögen, Honnele,“ sagte die Paulin', „hab ich doch jeden Tag gewartet, daß die Bäuerin daherkommt, Honnele, die du uns verheißten hast. Wie könnt es der gefallen, wär' ein anderes Frauenzimmer vor ihr hier ab- und zugegangen.“

Es war dunkel und das war gut für den

Honnele, denn er dachte, von seinem Zähne-zusammenbeißen und dem Krampf seiner Lippen könne dort am Fenster nichts sichtbar sein. Er wußte nicht, daß die Liebe die Kraft hat, auch im Finstern zu sehen. „Die Bäuerin,“ sagte er nach einer Weile, „die Bäuerin wird nicht kommen, Paulin'. Der wärst du nicht im Weg gewesen. Darum hättest du dich schon herfinden dürfen. So will ich dir sagen, wenn du es noch nicht weißt, daß sie am heutigen Tag geheiratet hat. Der König ist's gewesen, der Josef König aus Greifendorf. Auf dem Weg zur Kirche ist ihr eine Maus vor die Füße gelaufen, daß sie geschrien hat. Und grad jetzt beim Abendessen ist das ewige Licht vor dem Herrgott ab- und auf den Boden gefallen.“

„Ach,“ sagte das Mädchen am Fenster.

„So muß dir die Bäuerin nicht weiter Bedacht machen.“

„Du Armer!“ sagte das Mädchen wieder, das war wie ein Handreichen und leises Streicheln.

„Ach, mir ist ja eine Sorg abgenommen. Sie hat ja ein solches Bangen um ihr ewiges Heil gehabt! Wie hätt ich sie vor mir selber hüten

müssen, daß meine Sündhaftigkeit nicht auf sie abfärbt. Wenn geheiratet sein soll, so gleich für Zeit und Ewigkeit, meint die Theres'. Und es schickt sich nicht, meint die Theres', unter den Engeln verheirateterweis' eine Witwe sein. Und wär zum Rotwerden, wenn der Petrus fragt: ‚Bäuerin, wo hast den Honnele?‘ und sie sagen müßt', der ist mir unversehens in die Höll abgerutscht.“

Ganz leise sang es vom Fenster her: „Ist eben gerad' die große Liebe, die den Geliebten nicht nur hier will haben, sondern für immer und über das jüngste Gericht hinaus in die lichte Ewigkeit hinein . . .“

„Die große Lieb',“ schrie der Honnele, „ich will dir was sagen, Paulin', die große Lieb', wenn's die gewesen wär', die hätt' sagen müssen: ‚ich geh mit dir, Honnele, und wenn's nicht in die ewige Seligkeit sein kann, so in's ewige Feuer hinein.‘ Wenn ich schon verdammt bin, so hätt' auch sie die Verdammnis auf sich nehmen müssen meinetwegen, die große Lieb; nicht aber in den Himmel aufsteigen wollen auf jeden

Fall und sich dann genieren, daß der Mann hat unten bleiben müssen!“

Wieder spann sich zärtliche Beschwichtigung, war zugleich aber ein Tropfenfall aus einer offenen Wunde: „Sie sind ihr in den Ohren gelegen, Honnele, mit Lügen über dich. Die Nachbarn und die Meinung der Menschen haben große Macht über die Schwachheit.“

„Aber die große Lieb soll stark sein und nicht schwach. Und ich sag dir, Paulin', daß es die Wahrheit gewesen ist. Du, Paulin', wenn du einen gern hättest, so von Grund auf und es wär von ihm wahr, was die Leut sagen, bleibst du bei ihm?“

Sie stand am Fenster in Dunkelheit, aber es floß ein leises Leuchten von ihren Schläfen. „Ich blieb' bei ihm.“

„Bis in den Tod und die Verdammnis hinein?“

„Bis in Tod und Verdammnis!“

„Auch wenn er das Käferle hätt', als ein Dritter, der es niemals kann loswerden? Daß es ihm wie ein Mühlstein um den Hals gehängt ist, der ihn in den höllischen Abgrund reißt?“

„Auch dann, Honnele.“

„Und täftt niemals fragen, warum die Kammer ohne Fenster da ist . . .?“

„Nie!“

Hin krachte der Honnele auf den Boden wie ein stürzender Baum, auf Knien schob er sich an den Rocksaum des Mädchens, das weiche Gefältel drückte er an die Lippen. Ein Stöhnen war: „Paulin', ich bin so schreckbar einsam, daß ich's keinem Menschen sagen kann.“

Zwei Arme kamen von oben aus einer durchstrahlten Dunkelheit, umfingen sacht, hoben sanft und stark . . .

\*

Jetzt war die Paulin' die Bäuerin auf dem Honnegrund.

Der neue Pfarrer, der dem alten gefolgt war, weil der sich in die neue Zeit durchaus nicht hatte verstehen wollen, segnete die Ehe ein. Ohne viel Fragen, wie es mit dem Kirchenbesuch bestellt wäre und ohne Beichtverlangen, ganz freigeisterisch, wie die Bauern meinten, als sei er weniger dem Herrgott als den Her-

ren zu Wien für seine Amtswaltung verantwortlich.

Nachts unter Küssen sagte die Paulin' plötzlich: „Baußt dir doch ein schmales Steiglein in den Himmel. Hat heute in der Kirche am Altar angefangen.“

Der Honnele lachte grell, indem er sich ihr entwand: „Das bleibt mir unbenommen. Ich kann tun, was ich will, hilft ja doch nichts.“

Den Bauern war es verwunderlich, daß sich der Honnele mit der Paulin' auf christliche Weise zusammengetan hatte, aber darum wurde nichts anders von ihnen zu ihm. Sie ließen ihn seine Wege gehen und mieden die Gegend am oberen Dorfsende. Ja, es war noch einsamer um sie geworden. Der Hof des obersten Jürg war diesem wegen seiner Steuerschulden und seiner Aufrührerei abgestiftet worden, der Salzlechner hatte ihn ersteigert, aber die Nachbarschaft des Honnele stand ihm wenig an, denn er war der frömmste Mann in Stangendorf und wollte nicht eine Luft mit einem Satansbraten wie der atmen. So rückten die Arbeiter an und begannen das Haus des obersten Jürg abzu-

tragen. Als der erste Schlag der Spitzhaue gegen die Wand fiel, kam der Honnele zu seiner Bäuerin: ob er nicht hinübergehen und Einhalt tun solle, noch könne er es hindern, wenn er dem Salzlechner, der hinter einem Kreuzer ärger her sei als der Teufel hinter einer armen Seele, einen guten Preis biete.

Dann hätte er ja gleich bei der Versteigerung mitbieten können, meinte die Bäuerin. Gewiß, das hätte er tun sollen, sagte der Honnele, aber sie selbst habe ihn davon abgeredet.

Sie sah ihm hell in's Gesicht: „Du sollst deine Sach' nicht mit der des obersten Jürg bemengen. Es liegt kein Segen auf seiner Hütte.“

„Auf Segen oder Unseggen kommt's bei mir nicht an. Mir ist der Segen vom Teufel gesetzt. Aber die Hütte, die sie jetzt einreißen, ist dein Vaterhaus.“

„Mein Vater ist in die Welt gelaufen. Sein Dach ist der Himmel, er braucht kein anderes mehr. Und ich brauche keines, denn das meine ist über mir.“

So geschah es, daß die Spitzhacke die Mauern niederlegte und daß der Salzlechner die Ziegeln,

die Dachbalken, die Bretter und Zaunstecken dahin verkaufte, wo sie gebraucht wurden und daß auf der Hofstätte des obersten Jürg die Nesseln wuchsen, denn der Salzlechner nahm nur die entfernteren Felder unter den Pflug. Und damit geschah, was die Paulin' gewünscht und vorausgesehen hatte, daß kein Nachbar sich an den Zaun stellen und in den Hof des Honnele hinüberschießen konnte, daß die Einsamkeit wuchs, in der sie mit des Honnele Seele allein war.

Sie war den ganzen Tag mit Singen und Sagen um ihn. Wenn er aber düster und traurig wurde und plötzlich verschwand, so fragte sie ihn nachher nicht, ob er in der dunkeln Kammer gewesen sei.

Oft griff sie des Nachts, plötzlich erwachend, in das Bett neben sich, faßte leere Falten, ein kaltes Kopfkissen, da war ihr dann am andern Tag das Sagen und Singen schwer.

Einmal kam der einäugige Martin aus der Mühle zurück und wußte etwas Neues, das seine sonstige Stummheit auseinanderbrach, denn wer auf dem Honnegrund aushielt, der



war irgendwie mit der Welt fertig und trug all das Seine in sich, ohne viel Lust, es vor anderen auszubreiten. Auch waren Knechte und Mägde Ortsfremde, die an Wohl und Wehe der Stangendorfer wenig Anteil nahmen. Diesmal aber war die Neuigkeit so mächtig, daß der Martin ins Reden kam, und der große Feuerschein, der vorgestern den ganzen Himmel entzündet habe, der sei der Königshof gewesen. Nidergebrannt bis auf den Grund, der ganze stolze Hof, das Vieh in den Ställen mitverbrannt und der Bauer, die Bäuerin und das Kind nur mit Mühe gerettet.

Wie das der Martin ausgesagt hatte, da schaute die Bäuerin dem Honnele gerade in's Gesicht und sah darin ein Aufflackern, als sei auch in ihm plötzlicher Brand angegangen und hernach ein Zusammenstürzen und ein Schmerz, als sei ihm selbst kein Rachegetügen, sondern ein Leid geschehen. Als der Bauer merkte, wie ihm die Paulin' im Gesicht las, da wandte er den Kopf ab und ging hernach weg in seine Kammer.

Damals weinte die Paulin' zum erstenmal.

In der Nacht hatte die Paulin' einen Traum, in dem sah sie den Honnele in einem Raum, der ihr unbekannt war, wie er im Geleucht einer Kerze sich über ein Ding bückte, das er in der Hand hielt und mit ihm sprach. Sie sah den angespannten Blick seiner Augen und das Bewegen seiner Lippen, konnte aber nicht eines seiner Worte vernehmen oder vom Mund ablesen. Darauf verließ der Honnele den Raum, nahm seinen Weg durch den Flur, an der Stube vorüber, wo die Paulin' schlief, durch die Küche, bei der hinteren Türe hinaus und durch den Garten. Aber ein wildes Pochen ihres Herzens erweckte die Paulin', fand sich im Bett sitzen, und es war ihr, als höre sie als allererstes Geräusch der ungeträumten Welt das Knarren der Gattertür im Garten. Und da sie mit bloßen Füßen zum Fenster sprang, konnte sie im Schneelicht eben noch den Honnele erkennen, wie er wirklich beim Gartengatter hinaus und in die Winternacht ging.

•

Als das Antonle auf die Welt kommen wollte, mußte der Honnele lange nach der Weh-

mutter klopfen. Sie ließ sich Zeit, aus dem Bett zu steigen und als sie endlich unter der Türe stand und den Honnele erkannte, wollte sie sogleich wieder in die Federn zurück, so daß ihr der Honnele außer vielem Geld auch noch viele gute Worte bieten mußte.

„Ich habe in deinem Haus nichts zu schaffen, Honnele,“ sagte sie, denn sie war Mitglied der frommen Schwesterngemeinschaft zum Rosenkranz.

„Kinder kommen vom Himmel, Weislerin,“ sagte der Honnele, „und der Engel, der sie bringt, fragt nicht nach dem Haus, wo er sie in die Wiege legen will.“

„Wer weiß, Honnele, wer dir das Kind in der Butte zugetragen hat,“ sagte die Weislerin bedentsam, denn sie freute sich der Macht, die ihr diese Stunde über den zitternden Menschen verlieh, der sonst dem ganzen Dorf nicht nachfragte. Dann aber ging sie doch, wie sie sagte, nicht um des Honnele, sondern um Gottes Willen, bat aber alle Heiligen um Verzeihung, wenn sie etwa vielleicht doch damit nicht das Rechte tue. Als sie auf dem Honnegrund ankamen, war das Kindlein schon weit auf dem

Wege und in den ersten Morgenstunden tat es seinen ersten Schrei, und war alles so glatt und fast schmerzlos für die Mutter gegangen, daß die Weislerin bei sich dachte, so könne es nur einem glücken, für den das Käferle sein Unwesen treibe, und andere Weiber, deren Mann auf dem rechten Pfade wandle, hätten ganz anders und schmerzhafter zu leiden. Später, als das Kind gebadet und gebettet war und an der Brust der Mutter schlummerte, ließ sie ihre Gedanken zum Teil auch laut werden und fragte, indem sie ihre Erdäpfelsuppe löffelte, als der Honnele für einen Augenblick hinausging, was denn Wahres an dem Gerede mit der bewußten Kammer sei. Die Mutter, über das Bündel blühweißen Linnen an ihrer Brust der Weislerin in das verrunzelte Betschwesterngesicht lächelnd, sagte, sie möge sich doch nichts von den Leuten aufreden lassen, das sei eine Kammer wie jede andere, nur hätte der Maurermeister vergessen, Fenster hineinzuschlagen und jetzt müßten sie das Licht im Sack eintragen wie die gescheiten Leute in einer Stadt, deren Namen sie vergessen.

Die Weislerin murmelte mit zahnlosen Kiefern: so möge sie sich wohl in Acht nehmen, ob das Kind auch seine christliche Taufe auf rechte Art erhalte, und ob der Pfarrer nicht etwa ein ganz anderer sei, als der hochwürdige Herr von Stangendorf, müßte ihm auch fleißig unter den Chorrock schauen, ob da nicht heimlich anstatt eines Menschenfußes ein Bockshuf zu sehen sei. Denn der Herr mit dem Bockshuf lasse sich die Seinen nicht leichten Kaufes entwischen und sei imstande, im äußersten Fall auch das Heiligste als Maske vorzunehmen.

Darauf trat der Honnele wieder in die Stube, und da löffelte die Weislerin ihre Suppe zu Ende unter giftigen Blicken auf den Satansgesellen, ließ aber nichts weiter verlauten.

So rasch und wunderbar leicht verlief das Wochenbett der Bäuerin, daß sie gar keiner Pflege bedurfte und die Taufe schon acht Tage später stattfinden konnte; die Paulin' trug ihr Kind selbst zum heiligen Brunnen, Taufpaten waren der einäugige Großknecht Martin und die Großdirn, die Kropflina, die ihren Namen mit Recht führte, denn der Kropf hing ihr wie

ein Dudelsack auf die Schulter nieder. Mit seinen Taufpaten könne der Honnele keinen Staat machen, meinten die Stangendorfer, der Honnele hinwiderum sagte, die Stangendorfer hätten sich von ihm in Leid und Freud geschieden und für seinen Sohn seien ihm ein ehrliches Auge lieber als zwei falsche und ein kropfziger Hals lieber als eine glatte, zwiegespaltene Zunge.

So wurde der Honnelebub in den Christenbund aufgenommen, von dem richtigen Pfarrer, keinem mit einem Bocksfuß, und er bekam die Namen Anton Martin. Die Paulin' hätte ihm gern den Vatersnamen Franz geben lassen, aber der Honnele war dawider: es sei besser, wenn der Bub möglichst wenig von ihm an sich habe.

Die Sonne schien, die Mutter wollte ein erstes Lachen des Kindes gesehen haben und es war, als sei ein Abglanz davon auf das Gesicht seines Vaters geglitten, das sonst immer von einem düsteren Sinnen dunkelte. Der Tag war hellfröhlich bis in den Tauffschmaus hinein, zu dem der Pfarrer geladen war und die Weislerin, sonst niemand. Der Pfarrer kam nicht,

die Weislerin aber kam angehumpelt mit einem dünnen Strich von Mund und einem boshaften Glänzen von Augen darüber her. Da sie der Honnele ehrenhalber neben sich an den Tisch setzen wollte, erhob sie fast ein Geschrei, tat als erschrecke sie, weil ihr Fürchterliches zugemutet worden sei und quetschte sich ans andere Tischende, möglichst weit ab vom Honnele, unter das Gesinde. Zuerst sprach sie weniger, als sie aß, wie sie aber dann satt war und den mitgebrachten Zöcker bis obenhin angestopft hatte und wie ihr der Brantwein die Lebensgeister durcheinandertrieb, da begann sie mit spitzen Worten über den Tisch nach dem Honnele zu schießen. Daß es doch seltsam sei, wie dem einen alles Glück und dem andern nichts als Unheil zufalle, und daß der böse Feind von seinem Pakt nicht abgehe und sein Opfer ohne Barmherzigkeit einfordere. Nachdem der Honnele dieses Gerede lange genug mit Geduld über sich hatte ergehen lassen und immer nur unter dem Tisch dem Druck von Paulinens Hand mit dem seinen geantwortet hatte, sprang er endlich auf, war mit zwei Schritten bei der angenehmen Gastin

und schlug ihr die Finger in die Schulter: „Jetzt will ich wissen, was du mir nachzuwerfen hast, Weislerin! Jetzt red'!“

Sie krümmte sich zusammen, wand sich, tat, als wolle sie entweichen: der Honnele wisse ja doch, wie die Leute mit den Mäulern Schandglocken läuteten, und wenn sie alles vom Honnele glaube, das nicht . . . das nicht.

„Dann läut' du's ihnen nicht nach!“ Er zwang ihr's ab: die Fraumahm aus Dierzighuben sei dagewesen und lasse es sich nicht nehmen, daß es kein bloßer Zufall sei . . .

„Was?“

„Daß dieselbe Stund, die deinem Buben das Leben gegeben, einem andern Kind das Leben hat genommen . . .“

So weit angekommen, bekreuzigte sie sich und wollte wieder entschlüpfen. Aber der Honnele hielt sie fest: „Jetzt laß dein Gift ganz aus.“

„Oh du mein . . . so ein grober Mensch. Wenn ich alles glaub, Honnele, das nicht. Das nicht, sag ich. Das wär' zu arg. Da wärst du ja gar kein Mensch, sondern der Teufel selber. Laß mich! Au . . .“ Sie wimmerte: „Also



gut, also gut, wenn du gar so grob bist. Das kann kein Zufall sein, sagt die Fraumahm, daß zur selben Stund, in der dein Bub auf die Welt gekommen ist, der Königshofbäuerin, der Theres', weißt, der ihrige im Brunnen hat elend verkaufen müssen. Vor acht Tagen . . . zur selbigen Stund' . . .“

Der Griff Honneles war von ihrer Schulter genommen, der Honnele hielt sich am Tischeck, taumelte gegen die Wand, stand weiß, als wäre er wie sie frisch gestrichen, schüttelte dann den Kopf und ging hinaus.

Zur Bäuerin war die Weislerin geschlichen, flüsterte über die Schulter: „Siehst es, Bäuerin, wie ihn das Gewissen gepackt hat? Hast es gesehen, die Schlechtigkeit hat sich gewiesen . . ., aus den Augen hat es ihm gezuckt, weil ich ihm die Wahrheit eingeben hab' . . .“

Ein steinernes Antlitz wandte sich der Einbläserin zu: „Geh mir aus dem Haus, Weislerin! Wer vom Bauern solche Sachen glaubt, hat unter meinem Dach nichts zu suchen, da wird nur von seinem Atem die Luft schlecht . . .“

In dieser Nacht tastete die Bäuerin vergebens

nach ihrem Bettnachbarn. Sie hörte die Gattertüre gehen. Der Antonle erwachte im selben Augenblick und begann, als fühle er Unheil um sich, leise und voll Bangnis zu weinen. Die Mutter nahm ihn auf den Arm, wiegte ihn sanft, und über das Lied, das sie ihm sang, spülten große warme Tränen.

\*

Jetzt war der Antonle schon ein Bub, der mit der Schleuder nach den Späßen schoß und zur Herbstzeit in die Birnbäume kroch und von den Ästen in den Mund reichte. Er gedieh wie ein frisches Reis in gutem Gartengrund, keine Kinderkrankheit hatte ihm etwas an. Die Bräune ging über das Dorf hin, die Pocken kamen und der böse Scharlach, der Antonle blieb gesund.

Der Mutterfreude war bei allem Angst beigemischt, oft zog sie den Buben an sich, überküllte ihn ganz, als wollte sie Böses von ihm wehren, täglich stellte sie ihr Gebet als einen Schutzengel an sein Bett. Ferne Zärtlichkeit gab ihm der

Dater, von klein auf war alle seine Liebe mehr in den Augen als in den Händen, er hielt sich von seinem Buben ab, als wäre ihm der ein zu zerbrechliches Gefäß, dem er mit seinen ungefügen Gliedmaßen nicht ankommen dürfe oder als wäre er ein leichtes Blühen in Weiß, dem sein Dater als ein geschwärzter Schmiedegesell oder Rauchfangkehrer die Farbe verderben könnte.

Manchmal war es wie ein Zähneknirschen vor verhaltenem Verlangen, den Buben vor sich zwischen die Knie zu stellen, aber er zwang sich, blieb fern, sah nur mit sehnsüchtigen Augen her, wie der Antonle auf dem Tisch mit runden Backkieseln Soldaten marschieren ließ.

Der Honnegrund gedieh unter unverändertem Segen, aber dem Bauern und der Bäuerin waren traurige Falten um den Mund eingegraben, als ginge es mit ihnen von Jahr zu Jahr mehr abwärts. In der Paulin' Seele war ein tiefer Brunnenschacht, in den war jeder Seufzer gefallen, den der Bauer die Jahre her getan hatte, unbewacht, wie er glaubte, und doch von seinem Weib durch Wand und Brett, sogar aus der fensterlosen Kammer her gespürt.

Der Honnele hatte in dieser Zeit den Weg zu den Stangendorfern wieder gefunden. Er sah sein Leben hinab und hinan und befand, daß er dem Ende näher sei als dem Anfang, und deutlicher wurde ihm das finstere Tor, hinter dem für ihn Vernichtung und Verdammnis war. Sein Troß war klein geworden, er streckte seine Hand nach anderen Menschenhänden; mit der Kirche hatte er den Anfang gemacht, demütig und versteckt zuerst an der Türe, hinter Pfeilern, im Winkel, hinter breiten Rücken der Nachbarn. Da er, mit einiger Verwunderung, später ohne sonderliches Aufsehen geduldet blieb und den Stangendorfern zur Gewöhnung wurde, hätte man meinen mögen, er werde sein scheues Wesen abtun und vor dem Allerheiligsten seinen Platz einnehmen neben den andern. Er blieb aber nachdem wie vordem in gleicher Ängstlichkeit weit vom Altar in Nischen und Dunkelheiten gedrückt, daß man daraus abnehmen konnte, seines Wesens Bangigkeit und Unsicherheit sei nicht Furcht vor Menschen, sondern vor Gott. Er erwartete von einem zum andernmal, sich von einem Strahl getroffen zu sehen und

von einem Posaunenstoß: „Honnele, hebe dich hinweg von der geweihten Stätte!“

Daß ihm die Nachbarn aber nicht die Kirche verwehrten, gab ihm später auch Mut zum Wirtshaus. Da saß er, der reichste unter allen den Bauern, auch nahe der Türe, bescheiden vor seinem Krug Bier, tat niemandem Bescheid, blieb unangesprochen, ließ auch die anderen mit sich ungeschoren und starrte über den Krugrand hin und unter dem Hutrand her Löcher in die Luft. Wenn er früher in seinem Hochmut und Trotz bei den Stangendorfern Feindschaft und Widerspruch gehabt und die fromme Entrüstung über sein infernalisches Glück ihren Ursprung zum nicht geringen aus dem Neid genommen hatte, kam ihnen die jetzige Demut und sein stilles Wesen doch vor, als hätten sie insgesamt ihm den Pflug aus der Hand genommen und käme er jetzt weniger vor Gott als vor ihnen und dem Gewicht ihrer Meinung über ihn zu Kreuz gekrochen. So bestand eine Neigung, seine Wandlung zur Kenntnis zu nehmen und der Salzlechner fand beistimmendes Nicken, als er sagte, wenn man nicht wüßte, daß der Honnele ein Käferle habe,

so könnte man meinen, daß er ein recht christliches Leben führe.

Aus dieser guten Absicht, dem Honnele um seiner jetzigen Gebeugtheit willen die einstige Überheblichkeit zu verzeihen, kam der Salzlechner an des Honnele Tisch und sagte, er möge nur seinen Krug aufnehmen und sich drüben am Tisch mitten unter die andern setzen, sie würden ihm schon Platz machen. Der Honnele zog seinen Blick aus der weiten Ferne, in die er geheftet war, mit Anstrengung zurück, richtete ihn auf das Salzlechners Gesicht, fing aber plötzlich an zu zittern und rief halblaut und voll Entsetzen: „Lauf', Salzlechner, lauf', was du kannst nach Haus, sonst geschieht ein Unglück.“

Der Salzlechner stand erst verwirrt, wollte lachen, da war ihm aber der Ton von des Honnele heiserer Stimme schon so schreckbar ins Blut gedrungen, daß er nicht widerstand, sondern, als hätte er einen starken Befehl vernommen, spornstreichs nach Haus lief. Es war an dem, daß des Salzlechners Frau auf die Wiese hinter dem Haus zur Bleiche gegangen war und das jüngste Dirndlein, allein in der

Küche verblieben, zum Herd aufgeklettert war und das Ofentürchen aufgemacht hatte, aus dem ihm eine glühende Kohle aufs Kleidchen gefallen war, so daß schon die hellen Flammen an ihm hinan liefen. Der Salzlechner kam eben noch gerade zurecht, zwischen seines Kindes Leben und den grausamen Tod zu springen und die schon ausgereckte Knochenhand abzuschlagen.

So war erwiesen, daß des Honnele innerstes Wollen nach dem Guten stand, aber da sein Wesen aus dunklen Wurzeln kam und sein Blick unbegreiflich in Fernen ging, war er den Stangendorfern noch unheimlicher als zuvor und sie bekehrten nicht weiter, ihn an sich zu ziehen.

An einem Sonntag Abend, als die Schenke voll von Menschen war und der Novemberwind dumpf gegen die Fensterscheiben stieß, geschah es, daß der Honnele sich plötzlich von seinem Platz, wo er stumm gegessen hatte, erhob und mitten in die Stube kam, leichenblaffen Gesichtes und in ganz seltsamer Starrnis, als würden ihm die Glieder von einer anderen Macht als seiner eigenen bewegt. Er stand eine Weile mit einwärts gedrehten Augäpfeln, ein Grauen zu

sehen, und seine Lippen spaltete ein leises Wimmern. Und mit einmal erhob sich seine Stimme klagend und voll Jammer, wie verhüllt unter wollenen Decken: „Der König ist tot! Der König ist tot.“

Die Stangendorfer erschrakten nicht wenig, als sie den Honnele so sahen, umso mehr, als sie sich seinen Ruf nicht zu deuten wußten. Der Honnele war wie ein Erwachender zu sich gekommen und hatte die Wirtsstube schon längst verlassen, als sie noch immer eifrig hin und her rieten, was mit des Honnele Jammerruf gemeint sein könne. Sie hatten keinen König, der sie etwas anging, sondern nur einen Kaiser und der saß gesund und munter in Wien. Der Lehrer freilich sagte, der Kaiser sei als solcher auch König von Böhmen und von Ungarn, aber wenn ihm als König etwas zugestoßen sein sollte, so könne der Kaiser nicht davon verschont geblieben sein, als welches doch sein eigentlicher Name sei; und somit war die Begebenheit noch verwirrter als zuvor.

\*



Es war aber auch wirklich nicht der Kaiser zu Wien, weder als solcher noch als König von Böhmen und Ungarn damit vermeint gewesen, sondern der Greifendorfer Injasse und Gemeindevote König. Etliche Tage später kam die Nachricht, er sei nach längerem Vermißtsein im Porstendorfer Wald ermordet aufgefunden worden. Da flog mit der Botschaft auch zugleich das Raunen weiter und weiter, der Honnele von Stangendorf habe darum gewußt oder es vielleicht gleichzeitig in seiner Entrücktheit mit angesehen, und das Gericht, das den Mörder bisher nicht hatte ausfinden können, ließ den Honnele fordern, um ihn anzuhören. Der Honnele kam auf das Schloß Mürau geritten und trat vor den Amtmann, der ihn grimmig zu befragen begann.

Er wisse nichts Näheres, gab der Honnele an, als das, was ihm eine bittere Erleuchtung in aller Plötzlichkeit gezeigt: den König durch den finsternen Wald schreitend und wie ihn mit einmal einer von hinten angesprungen und niedergeschlagen habe. Dann habe der Mörder dem Toten etwas entrisen und sei geflohen.

Der Amtmann bohrte ihm mit richterlicher

Strenge sein Mißtrauen entgegen: er möge sich einmal klar machen, wie sich die Sache verhalte. Der besagte König, der einst ein wohlhabender Bauer gewesen sei, habe durch allerlei häusliches Unglück den Hof verloren und da auch sein Schwiegervater Kernecker durch gehäufte Fehlschläge an den Bettelstab gekommen sei, habe er den Greifendorfern den Gemeindeboden machen müssen. Als solchem sei ihm aufgelegt gewesen, die Abgaben von Greifendorf auf das Schloß Mürau zu bringen; dies habe er auch diesmal getan und dabei seinen Tod gefunden, durch einen, dem es wohl bewußt gewesen, daß er an diesem Tag mit dem vollen Geldbeutel durch den Porstendorfer Wald müsse.

Es könne so sein, meinte der Honnele.

So sei es und nicht anders, schnaubte der Amtmann, der ein sehr scharfer Mann war, vor dem nicht bloß die Gutsinsassen, sondern auch die eigene Familie zitterte, die er unter eisener Fuchtel hielt. Das sei aber doch nur vielleicht der erste und oberflächlichste Anschein, denn der Jurist habe in solchen Fällen die Frage zu erheben, cui bono? Das heißt, wem zu Nutzen eine

solche Bluttat geschehen sei. Und als Nutzen könne nicht bloß die Aneignung eines vollen Geldbeutels gelten, sondern auch noch vieles andere, zum Beispiel Befriedigung eines alten Rachedurstes. Und ein ganz besonders schlauer Verbrecher verstehe es unter Umständen, den einen Beweggrund hinter einem anderen zu verstecken, um so die Justiz auf eine falsche Fährte zu locken. Es sei nicht unmöglich, daß der besagte König nur zum Schein seines vollen Geldbeutels wegen, in Wirklichkeit aber um einer alten Rache willen ermordet worden sei. Und da sei es nun jedenfalls höchst verdächtig, daß der Honnele als erster und einziger um den Mord gewußt habe, derselbe Honnele, dem vor Zeiten von diesem König die Kerneckerische Theres' abgewonnen worden sei, wonach, wie man sich noch deutlich erinnere, der Honnele lange Zeit einen großen Grimm in sich getragen habe. Um eines Geldbeutels willen habe der reiche Honnele freilich nicht nötig, einen Menschen um's Leben zu bringen, umso eher aber und wahrscheinlicher, um jenem alten Groll endlich sein Recht zu geben und den Streit zwischen ihm und

dem andern durch dessen gänzlichen Untergang zu endigen.

Nachdem der Amtmann so gesprochen hatte, stemmte er die Fäuste auf den Tisch und sah den Honnele an, als wolle er nun sogleich, obwohl die peinliche Frage längst verboten war, dem Folterknecht den Befehl geben, seines Amtes zu walten.

Der Honnele stand erblaßt, aber ruhig und sagte: das müsse der Herr Amtmann doch selbst zugeben, daß von solchem Verdacht keine Rede sein könne, denn das sei nicht wahr, daß er dem König jene alte Geschichte noch nachgetragen habe; zum zweiten aber sei er zur selben Stunde, wo der Mord geschehen, vor aller Augen im Stangendorfer Wirtshaus gefessen und könne demnach nichts damit zu tun haben.

Da schlug der Amtmann mit der flachen Hand auf, daß das Tintenfaß tanzte: „Ah, Honnele,“ rief er triumphierend, „Ihr habt Euch vorgelesen, Ihr versteht Euch auf die Gerichtsordnung, Ihr habt etwas von einem Alibi läuten hören. So will ich Euch nur darauf sagen: wer

bürgt mir, daß der Mord wirklich um dieselbe Stunde geschehen ist, da Ihr noch im Stangendorfer Wirtshaus saßet, und nicht etwa zwei, drei Stunden später. Habt Ihr nicht sogleich, nachdem Ihr Euer Gesicht gehabt, die Wirtsstube verlassen? Wohin seid Ihr da gegangen, da Ihr erst gegen Morgen heimgekommen seid? Und wie wollt Ihr von mir verlangen, daß ich Euch Euer zweites Gesicht glaube, Euere Sehergabe? Ein sonderbares zweites Gesicht überdies, das Euch bei Euch selbst noch nie ein Unglück, bei allen anderen aber desto mehr davon gezeigt hat.“

Des Honnele Lippen waren dünn und eingezogen: „Es ist mir so bestimmt und zugefallen, Euer Gnaden, daß mir das Glück zugeteilt ist . . . ich kann ihm nicht entweichen, gerne tät ich's . . . und daß ich bei den andern immer das Unheil sehen muß.“

Böse funkelten des Amtmannes kleine Augen, Wolfsaugen, reißende Tieraugen: „Wenn Ihr den Mord gesehen habt, Honnele, so müßt Ihr auch den Mörder gesehen haben. Ihr könnt nicht das eine sehen und das andere nicht.“

„Ich habe ihn gesehen, aber erlaßt mir, den Namen zu nennen, Euer Gnaden.“

„So lange Ihr ihn nicht nennet, Honnele, bleibe ich dabei, daß Ihr es gewesen seid. Und dann sollt Ihr mir nicht mehr von hier fort.“

„Um Euretwillen, Herr Amtmann, erlaßt es mir!“

Der Amtmann hob den Blick über des Honnele Schulter in die Ecke, wo die zwei Büttel standen und Honnele hörte das Klirren der Handschellen hinter sich.

Da mußte er vor das Kreuzifix treten, hob unaufgefordert die Schwurfinger, legte sie dem Heiland auf das dornengekrönte Haupt, und sagte laut und für alle, den Amtmann, die Büttel und den Schreiber vernehmlich: „Gezwungen sag ich's, der Wahrheit gemäß, es ist dem Herrn Amtmann sein Sohn gewesen.“

Wie ein Bär, der zur Umarmung schreitet, wuchs der Amtmann hinter den Tisch auf, von seinen Augen flog Glut: „So, Euere Lüge bricht Euch den Hals, Honnele. Ihr habt alle Milde- rung verwirkt, da Ihr einem Unschuldigen Euere Tat zuwälzen wollt. Ich laß Euch an die

Mauer schmieden, daß Euch das Fleisch vom Leib faulen soll. Jetzt kommt und sagt meinem Sohn Euere freche Verleumdung in's Gesicht.“

Als sie aber in des Amtmanns Wohnung kamen, und der Honnele dem jungen Menschen fest und traurig in die Augen sagte: „Ihr seid es gewesen“, da taumelte der gegen das Bett, griff in die geblünte Gardine und riß sie, ohnmächtig hinschlagend, vom Gestänge. Sie durchschritten die Zimmer, in einem Winkel einer entlegenen Kammer blieb Honneles Fuß wie gebannt, sein Finger wies nach unten: „Hier!“ Sie hoben die Bretter auf, fanden den Geldbeutel, das blutige Beil und ein Hemd voll braunroter Flecken.

\*

Als der Honnele vom letzten Verhöre kam, bei dem er Zeugenschaft abgelegt hatte, und den Schloßhof überschritt, stieß der Büttel eben Zigeunerpack aus dem Kotter: „Lauft, Gesindel, wir brauchen Platz!“

Es waren vier Personen, drei braungebratene, hartgesottene Waldläufer, schwarze Bärte

um die Gesichter gehängt, rothemdig, sofern schmutzige Feszen noch Hemden genannt werden mögen, mit Schaffstiefeln, die von Hundfett glänzten; mit ihnen ein Weibstück, verwildert, jung und einladend, mit frechen Hüften und bloßen Füßen und nackten Schultern wie lebendiges Glockenmetall, das vom Licht klang.

Da sie den Honnele, sonntäglich gekleidet, wie der war, erblickte, boten sich ihm ihre Augen an. Er aber ging unentwegt weiter, holte sein Pferd aus dem Stall und führte es vor das Schloß, denn er wollte den Amtmann, der seine Gerichtshoheit an einen kaiserlichen Kommissarius hatte abgeben müssen, nicht durch den Schall seines Hufschlages an sich gemahnen. Als er aber den Fuß in den Bügel setzte, rührte eine kleine, warme, schmutzige Hand seine Schulter an, die Zigeunerin stand da, lachte mit Augen und Zähnen, reckte die junge Brust: „Gnädiger Herr . . . gnädiger Herr!“ Reif wie eine süße Frucht hing sie am Baume der Gelegenheit.

Der Honnele dachte nicht daran, sie sich in den Schoß zu schütteln. „Ich bin kein gnädiger Herr“, sagte er.



„Schad't nix! Schad't nix!“ fing sie seine Hand, tastete mit seltsamem Druck an seinen Fingern herum, überwand durch einen Strom von süßer Erschlaffung ihren Widerstand und kehrte die offene Fläche nach oben: „Willst nix Zukunft wissen? Ich dir sagen . . .“

Honnele wollte ihr die Hand entziehen, nahe beieinander lagen in dem Straßenweib Dirnenhaftigkeit und Spbillentum, und wenn dieses durch jene seine erste Macht gewann, so wirkte es nun zum zweiten durch sich selbst und seine leidenschaftliche Gläubigkeit an das Schicksal. Im Anblick der magischen Linien der Hand verlor sich sogleich der Reiz ihrer wilden Jugend, sie wurde zusehends älter und ernster und je länger sie das Gewirr der Hautfalten anstarrte, desto seltsamer zog es über ihre leichtsinnige Stirne.

Einen durchdringenden Blick hob sie auf: „Herr . . .“ und da sie zögerte, war es dem Honnele, als könne er es nicht länger ertragen, ihre Wissenschaft zu erwarten: „Herr, ich sage die Wahrheit . . . nix noch solches Glück gesehen . . . nix nie!“ Ihr schwarzer Zeigefingernagel zog eine Linie von Honneles Daumenballen im Bo-

gen zum Beginn des Zeigefingers hinauf. „Aber kein gutes Glück, Herr .. ein schlechtes Glück ..“

Sonderbar ergriffen und umgewühlt sah Honnele auf sie nieder, ihr wirres Haar wehte über seine Lippen.

Sie suchte eifrig: „Selbst willst du nix das Glück ... eigenes Glück nix, du! Hast weggeworfen ... kommt wieder, hast Glück um dich ... kannst nicht los. Ist Glück dein Feind, du willst nix Glück, klebt an dir wie Pech.“

Da nahm der Honnele einen Gulden und wollte ihn dem Zigeunerweib geben. Sie wich kopfschüttelnd zurück, ließ seine Hand fallen: „Nix Geld von dir. Behalt Geld!“

Er rückte nach, faßte ihre Rockfalte: „So kann mir nie und niemals geholfen werden? Muß ich mit diesem Fluch von Glück in die Grube fahren und verloren sein?“

Es war, als ringe sie sich selbst die Worte ab, die sie sprach: „Ich dir sagen ... aber kein Geld dafür ... nix Geld dafür. Einen toten Mann ... der mit Gewalt erschlagen ... bei Neumond mach Grab auf, gib ihm dein Glück ... dann kommt nicht wieder ...“

Er wollte noch mehr fragen, sie lief schon die Straße entlang, er sprang in den Sattel, ritt hinterdrein, sie setzte über den Straßengraben in den Busch hinein, die hohen Ruten schwankten, dann war ihre Spur im Wald verloren. Langsamer ritt er weiter, ihre Worte lagen schwer und dunkel in ihm, in einem Nebel gebettet, der ihm ihren Sinn umspann. Der Trab seines Pferdes klapperte im viertaktigen Hufschlag hinein: „Es muß geschehn! Es muß geschehn!“

So kam er durch den Porstendorfer Wald über den Schönhengstrücken, gegen Abend kehrte er im Wirtshaus „Zur Weiberkränke“ ein. Ein fremder Gesell saß da, hatte einen Teller mit Selchfleisch, Kraut und Knödeln vor sich, trank auch fleißig aus einem Krug und erzählte zwischen durch mit vollen Backen von seinen Fahrten in fernen Ländern. Er hatte ein tüchtiges Stück Welt abgegrast, war durch Österreich und die Alpen bis ins Italien hineingewandert, dort wo vor der Spitze des großen Stiefels der Brocken Sizilien liegt, wie der Geselle sagte: ein Stein, den der Stiefel gerne durch das Meer

hätte hinaus schleudern mögen, wenn Gott das Loch zwischen Spanien und Afrika nicht vorsichtigerweise gar so eng gemacht hätte. Er war ein Maler, steckte voll Schnurren und rühmte sich, die Natur so getreu abzubilden zu können, daß ihm einmal, als er einen Korb mit Weintrauben gemalt habe, die Wespen durch das offene Fenster gekommen wären, um von den Beeren zu naschen; wären aber elendiglich an der nassen Farbe kleben geblieben und die Leute hätten nachher wiederum geglaubt, auch die Wespen seien von dem Künstler hinzugemalt, hätten also Gottes und des Malers Werk nicht unterscheiden können. Zehrung und Trunk, die der Wirt verabreichte, waren auch ein Malerlohn, denn der Gesell hatte hier wieder eben heute ein Meisterstück vollendet, ein neues Wirtschild. Zum Beweise seiner Kunst drehte er ein langes Brett, das hinter dem Schanktisch lehnte, um, und da sah man eine lustige Malerei: wie ein Bauer im Hemdsärmel beim Bier saß und den Krug vergnügt seinem Weib entgegen schwang, das ein sehr saures und bitteres Gesicht dazu machte; und damit war der

Name des Wirtshauses zur Weiberkränke den Wanderern feuchtfrohlich ausgedeutet.

Der Honnele saß dabei, ließ den Maler schwagen und war froh, daß ihm das Denken über sein Dorhaben ein wenig gesänftigt wurde. Denn es war ihm darum zu tun, den Anbruch der Nacht abzuwarten, weil ihm ein nächtliches Werk in aller Heimlichkeit bevorstand.

Zulezt war der Maler mit Essen und Trinken fertig, empfing noch ein Stück Geld vom Wirt und zog mit leichtem Gruß weiter. Darüber war es auch Nacht geworden, der Honnele band sein Pferd los und tat, als reite er davon, Stangendorf zu. Wandte aber nach kurzem Trab das Roß und ritt hinter Greifendorf den Feldweg hin. Zwei Stunden lang zieht sich das Dorf am Fluß; wo sich die Häuser ein wenig enger um die Kirche drängen, stieg er ab und schlang den Zügel des Schecken um eine Weide. In der Nacht tappte er der Friedhofsmauer zu, bis ihm aus der Finsternis fahles Weiß entgegenkam. Das Mauerlein war nicht hoch, es schied bloß das gefreite Land vom ungeweihten, wollte kein Bollwerk gegen Diebsvolk sein,

denn selbst dem ärgsten Gesindel war der Garten des Todes heilig. So stand auch der Schuppen offen, in dem des Todegärtners Werkzeug aufbewahrt war, die Stickschaufel und Faßschaufel legte sich der Honnele über die Schulter und trug sie schleichend der Stelle zu, wo er eines der letzten Gräber wußte, den Hügel über dem armen Schächer, der im Porstendorfer Wald erschlagen worden war.

Ehe er zu graben begann, faltete er die Hände: „Herr Gott, ich weiß nicht, wie du meine Gebete hinnimmst. Ob du sie mir zum Guten oder zum Schlimmen rechnest, ob sie mir zum Wohl anschlagen oder mich noch tiefer in die Verdammnis verstricken. Dein Himmel ist ohne Antwort für mich, mein Glück steht unabänderlich bei mir, so sehr ich um Unglück bitte. So will ich es heute abtun von mir, schicke mir Unglück, aber tu mir wieder dein Ohr auf, Herr Gott, und laß mich mein Heil finden!“

Er stach den Spaten in den lockeren Boden, trat ihn ein und warf die Schollen auf. Der Nachthimmel und die Erde waren wie ein einziger Schacht von Finsternis, auf dessen Grund

ein Maulwurf wühlte in einer wütenden Angst vor dem künftigen Gericht, die stärker war als die Scheu vor dem Tod.

Jetzt krachte Holz unter dem Spatenstich, mit den Händen warf der Honnele die letzten Erdschollen von dem Sarg, zwischen Deckel und Wand schob er das eiserne Blatt seines Werkzeugs und drückte so wild und stark, daß die Nägel aus dem Holz wichen. Geruch der Verwesung qualmte ihm betäubend entgegen, aber das Grauen vermochte nichts über den Verzweifeln. Den Leichnam entlang tappten seine Hände, bis sie die des Toten fanden, die über der Brust gefaltet waren und ein kleines Kreuzifix hielten.

Gemurmel rann zu dem Leichnam im Sarg: „Josef... Josef... du mußt mir helfen! Nie hab ich dir Böses getan und nie angewünscht. Glück hab ich dir gegönnt, weil es auch ihr Glück war, niemals hab ich dir Unglück gerufen. Aber alles Glück hat sich auf mich gezogen, dir ist nur Jammer geblieben. Es ist nicht meine Schuld. Du mußt jetzt mehr wissen als ich und weißt auch, wie es war mit mir.

So hilf mir jetzt von meinem Glück, damit hilfst du auch ihr von ihrem Elend. Dir kann es nicht schaden, du hast deinen Weg hinauf genommen. Wer so viel Kummer getragen hat wie du, dem wird die Seligkeit zuteil. In Erfüllung deiner Pflicht bist du hingegangen, Gottes Lohn hat dich erwartet. Dir ist dein Freispruch schon gefallen, ich wend' ihn dir nicht mehr, so löse mich von meinem Glück, nimm es an dich und behalt es . . .“

Er wollte den gefalteten Fingern das Kreuzlein entwinden, aber so weich und schlaff sich schon das Fleisch anfühlte, die Knochen waren starr um das heilige Zeichen geschlossen und wollten es nicht hergeben. „Josef! Josef!“ flüsterte der Honnele, „wehr dich nicht! Es muß sein!“ Er bog und zog an den Fingern, rang mit dem Toten, das Fleisch wich unter seinem Griff, zuletzt entriß er das Kreuzlein mit einem heftigen Ruck der Umklammerung. Wie verbogene Nägel waren die Leichenfinger gekrümmt, er schob die Dose zwischen sie, drückte sie mit Gewalt zusammen, daß sie das Käferle lose hielten.



Der Sargdeckel war wieder aufgelegt, im Grab stehend schaufelte der Honnele die Schollen herab, jedes leise Aufpoltern war wie ein Donnern durch alle Gewölbe des Himmels. Der Hügel wölbte sich wieder. Lachte es da türkisch aus der Erde herauf? Lach' nur, lach' nur, Käferle, jetzt bist du wohl geborgen! Jetzt bin ich dich los! Der Schweiß an Honneles Körper war kalt, kroch wie Frost in seine Knochen. Zähneklappernd kletterte er über die Friedhofsmauer mit einer Angst im Nacken, als müsse ihn eine Hand fassen und rücklings hinabziehen. Das Roß stand an seine Weide gebunden, der Honnele saß auf und schlug einen Galopp an, der die Finsternis in Schotter und Geröll zerbrach.

Erst an seinem Hause sah der Honnele um, niemand war außer ihm auf dem Weg, die Straße lag im Dämmern. Wie er abstieg und dem Roß den Zügel über den Kopf warf, da fühlte er ein krabbelndes Regen an seiner Seite, das Herz stieß ihm heftig gegen die Kehle, stand dann still und während der Honnele wie unter einer gläsernen Glocke in einem fürchter-

lichen Schweigen allein war, stieg eine kichernde Stimme aus seiner Tasche an sein Ohr: „Gelt, Honnele, jetzt sind wir aber geritten!“

\*

Jetzt ist der Honnele wieder ein lustiger Bruder geworden und hat andere lustige Brüder zur Gesellschaft genommen.

Es sind freilich nicht die Leute mit den Silberknöpfen auf dem Janker und dem seidenen Halstuch und den am Sonntag blankgeputzten Röhrenstiefeln, die sind's nicht, mit denen sich der Honnele zusammengetan hat, sondern die armen Schlucker, denen der Ellenbogen nackt aus dem Ärmel schaut, die kein Halstuch brauchen, weil sie kein Hemd haben und die niemals Hühneraugen kriegen können, weil sie barfuß laufen. Von der Stangendorfer Einwohnerschaft hat er nicht den Rahm abgeschöpft, sondern den Saß genommen. Aber das paßt ihm gerade so, da braucht er sich kein Blatt vor den Mund zu halten, kann schreien und sakermentieren und ist immer der Hauptmann, weil er den Geldbeutel für alle bei sich hat.

Die anderen, die von der Rahmseite, sagen: „Da sieht man's jetzt, was es mit seiner Frömmigkeit auf sich hat. So ein Glück aus der Teufelspragen ist doch nicht das richtige, und vielleicht spürt er schon das Ende kommen und treibt's darum so arg. Wird wohl das Verlöb'nis bald abgelaufen sein und der Schwarze steht schon vor der Türe und biegt den Finger zum Anklopfen.“

Wirklich, wenn man den Honnele so sieht, könnt' man an Verzweiflung glauben. Er treibt's arg und bunt mit Spielen, Unfug stiften und Saufen und wenn er so recht vollgeladen ist, da macht er der Kumpanei Kunststücke vor wie ein alter Hexenmeister, daß sie alle Mund und Augen aufreißen. Läßt verschwinden und wieder erscheinen, nimmt, was der eine in die Tasche gesteckt hat, einem andern aus der Nase, ein kurzweiliges, unterhaltsames Gespiel, bei dem nur das Gelächter unheimlich ist, das er selber darüber macht. „Lustig, lustig,“ schreit er, „lustig geht die Welt unter,“ aber das ist manchmal so, daß allen die Lustigkeit darüber vergeht, und wenn nicht die dicke Geld-

tasche wär, die vollen Schüsseln und Krüge, so wäre auch so mancher von den armen Schluckern lieber anderswo, als im Bereich von des Honnele unstillen Augen und fahrigen Händen.

Dann ist er wieder auf Wochen unsichtbar; auch daheim bekommen sie ihn nur viertelstundenweise zu sehen. Tag und Nacht sitzt er in der Kammer, die kein Fenster hat, und so dicht die Türe vermaacht ist, die Paulin' hört doch bisweilen bis in's Bett und den Schlaf hinein Stöhnen und Winseln wie von großer Pein eines Büßers. Abgezehrt und schlotterig ist der Honnele nach solchen Wochen, hohlwangig und am ganzen Leib voll Wunden, als hätte er sich gezeißelt und mit einem Stachelgürtel gegen sein Fleisch gewütet. Unter den Bauern redet's sich herum, daß er solcherart dem Himmel die Begnadigung abluchsen möchte, mit Kasteien, Fasten und Schlafen auf dem kalten Stein, wie ein Wüstenheiliger.

Ist also der Honnele bald ein Wirtshausbruder, bald ein Betbruder und hat keine Zeit mehr für Haus und Hof, und daß es über alledem mit der Wirtshaft nicht abwärts geht, ist

am verwunderlichsten dabei. Je ärger er es treibt, desto üppiger gerät auf dem Honnegrund Feldwuchs und Viehstand, alle Zeitläufte schlagen dem Wesen des Honnele zu seinem Vorteil aus, so übel und fahrlässig sie auch bedacht sein mögen. Scheint's gut, zu verkaufen, und der Honnele versäumt's, so weist es sich, daß er es damit am besten getroffen hat. Halten alle zurück und auf dem Honnegrund wird verkauft, so kommt es dahin, daß er damit der einzige Gescheite gewesen ist. Die Paulin' regt von früh bis abends die Hände und schafft für zwei, das Gesinde tut auch treu und unverdrossen seine Arbeit, und damit scheint völlig aufgewogen, daß der Herr alle Sorge um Wohl und Wehe von sich abgeworfen hat.

Bisweilen sattelt der Honnele den Schecken und reitet aus, bleibt etliche Tage oder gar Wochen weg, weiß niemand, wo er sich währenddem umtreibt, nicht einmal die Paulin'. Es bleibt ihr nichts, als ihre Angst und das Gebet, der Honnele möge glücklich zurückkommen.

Der Antonle, der schon ein großer Bub ist, fragt dann immer: „Wo ist der Vater?“

„Sei still, Antonle,“ beschwichtigt die Mutter, „er wird bald kommen. Er muß in Geschäften umreiten.“

So ist auch der Honnele einmal im hohen Sommer auf dem Schecken fortgestoben und darüber kommt der vierundzwanzigste August näher, der des heiligen Bartholomäus Tag ist, des Patrons gegen alle Art von Zauberei. Da zieht die Paulin' das Sonntagsgewand an, nimmt Wegzehrung in ein gewürfeltes Tüchlein, das sie mit den vier Enden über den Arm knotet und bindet der kropfigen Lina die Sorge um den Antonle auf die Seele.

Dann wandert sie aus, über Greifendorf, den Schönhengstrücken, immer auf Sternberg zu, auf staubigen Straßen, durch dicke Wälder und eine ganze fremde Welt. Und wie sie in Giebau angekommen ist, wo der heilige Bartholomäus sein liebstes Kirchlein hat, da ist eben sein Jahrestag angebrochen. Viele Menschen sind von allen Seiten herbeigewallfahret, manche sogar von noch weiter her als von Stangendorf, alle, die sich irgendwie von dunkeln Mächten umspinnen fühlen oder denen die Augen geblendet

sind oder denen ein unheimlicher Griff um das Leben geschnürt ist. In den Buden sind Amulette zu haben gegen bösen Blick, gegen Nestelknüpfung, gegen verhextes Vieh, gegen ange wünschten Mißwachs, gegen Liebeszauberei, geheime Dinge, in Beutelschen eingenäht, in Kapseln gefaßt, an der Brust oder um den Hals zu tragen, Tränklein und Pulver, mit Milch, mit Wein, mit Wasser zu nehmen, geweihtes Holz, geweihte Kreide, Räucherwerk, unter das Futter zu mischen, Türen damit zu zeichnen, in Ställen und Stuben zu entzündend.

Die Paulin' schaut nicht auf Amulette, Kräuter, Büchsen und Wurzeln, in keine der Buden links und rechts, geht die hölzerne bunte Gasse geradenwegs auf die offene Kirchentüre zu, wo der heilige Bartholomäus auf dem Altarbild seine eigene Haut über dem Arm hängen hat, die man ihm in der heidnischen Stadt Albanopolis vom Leibe zog, als er den bösen Zauber gößen Astarte und Berpthe den Caraus gemacht hatte.

Vor dem heiligen Bartholomäus ist es nicht so, wie vor anderen Heiligen, wo die Gläubigen

und Hilfeflehenden ihre Not zusammenlegen und als eine einzige große Masse von Leid zum Himmel brausen lassen. Hier trennt sich einer vom anderen ab, hat jeder sein Geheimnis für sich, scheut sich vor der Offenbarung seiner Verstricktheit und will den Heiligen gleichsam für sich allein sprechen. Darum ist es dort dunkel, wo man ein Stück von dem Mantel bewahrt, den Sankt Bartholomäus bei seiner Hochzeit zu Kana getragen hat, wo der Herr für ihn das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein gezaubert hat. Es ist eine Zelle, wo ein einziges rotes Lämpchen vor dem silbernen Rahmen brennt, an den ein morsches, schlichtes Gewebe gespannt ist, ein richtiges Hochzeitskleid für einen Mann aus dem Volke. Man wird auch nur einzeln vorgelassen, ein betender Priester hütet den Eingang und die Paulin' wartet einen halben Tag, bis sie vor den Heiligen kann.

Dann ist sie da, schaut um sich, es ist ein fensterloser Raum, dunkel um und um, nur mit dem roten Geriesel von Licht über den Silberrahmen, in dessen Mitte es vom jahrhundertalten braunen Stoff aufgesogen wird. Sie kniet



auf den Betschemel, birgt das Gesicht in die Hände und zieht sich ganz in sich hinein, denn so ist ihr, da müßte sie dem Heiligen am ehesten begegnen. Ihre ganze Inbrunst sammelt sich, ein Meer von Liebe und Sorge, es strömt auf, wallt hin, zuckt und ist so groß, als müsse ihr eigenes Sein darin ertrinken. Und wie ein lichter Schein über das dunkle Gewoge der Flut von Seelenpein daherkommt, gestaltlos, da hebt es sich ihm entgegen, ein gestammeltes Flehen: „Es muß ihm geholfen sein . . . er soll mir nicht vergehen . . . soll nicht . . .“ Jedes Wort ist arm, nur Gefühl umklammert den Hoffnungsschein: „Wie Christus bei deiner Hochzeit das Wunder tat, so wirke du das Wunder . . . wie du den Zauber der Götzen zerbrachst, wandernd unter den Heiden, wie sie vor dir zerfielen, vor deinem Hauch, deinem Blick, da sie dich zwingen wollten, ihnen zu opfern, so zerblase den bösen Zauber, in dem er schmachtet. Wie du die Tochter des armenischen Königs geheilt hast, so heile ihn von seiner schweren Krankheit!“

So versunken ist sie, daß der Priester an die Türe klopfen muß, ihre Zeit ist überschritten.

Sie geht aus der Kirche, die Budengasse, schaut nicht rechts, nicht links, hat nichts mehr zu tun und wendet den Fuß der Heimkehr zu. So voll ist sie von dem Zusammensein mit dem Heiligen, daß sie rüstiger ausschreiten kann, als herwärts, Müdigkeit kommt ihr nicht an, sie wandert sicher in die Nacht hinein. Hufschlag ist hinter ihr in der Finsternis, da reißt's ihr am Herzen, es könnte der Honnele sein, der heimreitet. Sie bleibt stehen, da ist aber nichts als der Wind in den Bäumen. Wie sie jedoch weitergeht, trappt's wieder hinter ihr, Hufschlag von zwei Pferden und immer so weiter, wenn sie stillesteht, kein Regen, wenn sie ausschreitet, der Klang von Eisen auf sommerharter Straße. Auch den Tag über bleibt's nicht anders, immer hinter ihr, zwei Pferde, die nirgends zu sehen sind. Sie rastet am Wegrand, sie kehrt einmal im Wirtshaus ein, ihrem Weiterschreiten klingt es wieder nach.

Wie die zweite Nacht einbricht, ist sie daheim, der Antonle springt ihr entgegen, hat ein Eickkagel vom Martin bekommen, das im Käfig springt, den der Martin vorlängst für den Buben

geschneht hat. Sie bringt das Kind zu Bett, muß einiges erzählen, und als das Antonle schläft, geht sie noch über den Hof, im Stall nach der Ordnung zu sehen. Da sind zwei Pferde an den Zaun gebunden, ein klapperdürres Knochengestell, hoch wie ein Gerüst und ein dunkler, dicker Gaul, Feuerschnauben um die Nüstern, und zwei Reiter sind abgesehen und gehen auf das Haus zu.

Da wird auf einmal eine schreckliche Bangnis in der Bäuerin, sie will wehren und kann es nicht, ist gebunden wie im Traum. Sie muß es geschehen lassen, daß die zwei Reiter ins Haus treten, ein unterseßter rundlicher in einem dunkeln Mantel, und ein langer, magerer in einem weißen, dessen Kapuze ihm über den Kopf gezogen ist, wie einem Kroaten. Gesenkten Kopfes muß die Bäuerin den Zweien folgen, geht hinter ihnen her, sie sitzen schon beim Ofen, als wären sie wohl vertraut, geladen und gern gesehen.

„Wir bringen dir Botschaft, Bäuerin,“ sagt der Unterseßte.

Die Paulin' schlägt Licht, der Kerzendocht

knistert, zieht die Flamme ein, läßt sie wieder wachsen, als ein leuchtendes Blatt auf einem gelben Stamm.

Breit sitzt der schwarze Reiter da, eine Tonpfeife zwischen wulstigen Lippen, in einem roten Gesicht mit Weinflecken, über das eine henkermäßige Gemütlichkeit geschmalzen ist. Der andere im weißen Mantel sitzt stumm und schmal, rührt sich nicht, seine Kapuze rahmt ein Gesicht von solcher Hagerkeit, als wäre er schon Hungers gestorben.

„Es geht um deinen Mann,“ sagt der Reiter.

„Ja!“ sagt die Bäuerin, eine fremde Hand blättert sie auf und sie kann dem Lesen so wenig wehren, wie ein Buch, das aufgeschlagen wird. Steht alles vor seinen Augen, was sie an Heimlichkeit in sich hat.

„Möchtest ihm helfen, Bäuerin? Hast aber nicht vor die rechte Schmiede getroffen. Der mit der abgezogenen Haut kann dir nicht helfen.“

Dem Reiter ist die Pfeife ausgegangen, er schnippt einen Funken aus den Fingern, legt ihn auf den Tabak, gleich geht das Qualmen wieder an.

„Verloren ist er. Mußt wissen, Bäuerin, er ist der Dritte, der wird das Käferle nimmer los.“

Ein Klagen ganz aus dem Urgrund ihres Seins bricht der Bäuerin aus, zitternd über die ruhige Beharrung der Dinge dieser Stube hin, daß sie selbst ins Beben kommen: „So soll er seine Seligkeit verspielt haben?“

„Er hat sie verspielt“, sagt der Reiter gemüthlich und steckt den Finger durch einen Rauchring.

„Und ich muß ansehen, wie er sich martert und zerfällt? Was für ein Glück ist ihm damit gekommen? Wie arg ist er betrogen worden? Ich weiß, daß er die andere bis zu seinem heutigen Tag nie hat vergessen können. Daß er alle Stund seine Gedanken auf sie gehabt hat, über mich weg, durch mich durch. Daß sie an meinem Herd gestanden ist, an meinem Tisch gegessen, statt meiner in meinem Bett gelegen. Das ist das Glück, das ihm angestanden hätt, und grad das ist ihm nicht geworden, so ist ihm alles andere daneben nichts geblieben, war ein schlechter Tausch, bei dem er ist betrogen worden.“

Der Reiter grinst: „Heißt halt aufpassen in der Welt. Schaut jeder auf seinen Vorteil.“

„Im Geheimen hat er's getragen,“ murmelt die Bäuerin, „und ich weiß doch, wohin er bei Nacht ausgegangen ist, oft und oft. Als wär ich dabei gewesen, wie er zu ihrem Haus hin ist geschlichen, nach den Fenstern geschaut, mit Stöhnen und Wüten gegen sich, wie ein Wolf ist er um den Hof gestrichen. Unglück, das sie getroffen hat, ist ihm gewesen wie eigene Schuld, hat ihm das Restel Sachen eingesäumt und verstorbt. Kaum hat er sich an seinem Kind freuen können, weil das ihre ist gleicherzeit verstorben. Und . . . Gott verzeih mir die Sünd, aber ich glaub, ist ihm um die ewige Seligkeit auch nur drum zu tun, weil er an dem Ort, der ihm zugemessen sein soll, auf ewig von ihr geschieden ist . . .“

„So sei froh,“ lacht der Reiter in den Pfeifenqualm, „daß er auf solche Weis' recht weit von ihr ab ist und niemals mit ihr kann zusammenkommen.“

Die Paulin' steht mitten in der Stube, die Schultern zurück, die Stirne klar empor, die

Hände, beide auf der Brust: „Und doch gibt's nichts, was ich nicht tät', wenn damit der Fluch von ihm genommen sein könnt.“

„Gib acht!“ sagt der Reiter, „gib acht, was du redest, Bäuerin. Er ist der Dritte, dem kann nur durch ein Wunder geholfen sein. Aber wenn dir mit dem Ernst ist, was du sagst . . .“

„So mir Gott gnädig sein soll . . .“

„Damit ist's aus, Bäuerin, grad darum bringen wir dir Botschaft. Es könnt' von ihm genommen sein, wenn jemand wissentlich und bei freiem Willen sein Liebstes hingibt für ihn . . .“

„Mein Liebstes ist er selber . . .“

„Dermeint ist,“ pafft der Reiter mit großem Qualm, „was ihm nachher sein Liebstes ist . . .“

Ein leises Wimmern kriecht durch den Türspalt aus der Kammer nebenher. Der Bub, das Antonle, wirft sich in seinem Bett um und um und drückt ihn ein böser Traum. Ein Wind hat sich aufgemacht, klopft mit dem Astarm vom Birnbaum an's Fenster, heult auch hoch in den Rauchfang hinein. Die Bäuerin steht umrungen von Geflatter, als wäre die Stube voll von Dögeln, die einander mit den Flügeln stoßen, an

ihr Gesicht streifen; in ihrem Kopf tobt's und schießt giftig wie ein wilder Waldbach voll von Gestein, abgrundwärts. Auf die Knie sinkt sie hin, die Hände ringen unter dem Gesicht. Sie rutscht gegen den Reiter vor, als wollte sie Barmherzigkeit fordern: ein anderes, Martern aller Art, nur das nicht.

„Da gilt kein Handeln,“ sagt der Reiter, „ist kein Jahrmart hier.“

Von den Knien stemmt sich die Bäuerin auf, ihr Blick und ihre Stirn sind wieder klar, nur der Mund arg verkrümmt, als käme sie von der Folter. „Gut,“ sagt sie leise, „daran soll's nicht ungetan bleiben. Dazu bin ich bereit.“

„Ist noch nicht alles, Bäuerin. Und nachher... verstehst: nachher, wenn es hier um ist, mußt auf dich nehmen, was ihm zugebracht ist... wissentlich und bei freiem Willen mußt für ihn in das Feuer eingehen, wenn er gelöst sein soll.“

Sie schreit laut, taumelt gegen den Ofen, da steht der Reiter auf, klopft seine Pfeife in das Aschenloch aus: „Unsere Botschaft hast gehört. Jetzt steht's bei dir, nur merk dir, was du jetzt



nicht tuft, kannst kein anderes Mal mehr tun. Wir kommen nur einmal.“

Wer hat ihr denn die Hände durchbohrt und sie an ein Kreuz geschlagen, daß ihr das Blut aus dem Leib fließt? Wer hat ihr den schmerzhaften Reifen um die Stirn gelegt, daß sich die Nägel in das Hirn drücken? Wer hat ihr die sieben Schwerter in's Herz gebohrt? Aber aus all der eingeätzten, eingebrannten, eingeräderten Qual, aus dem Hirnkrachen und Wurmwinden des Herzens, aus dem Bersten und Sieden geht jetzt her ihre Stimmen, hell, klar und stark: „So will ich abtun die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, wenn nur ihm damit kann geholfen sein.“

„Ist gut,“ sagt der Reiter noch, wie aber die Bäuerin aufschaut, ist niemand in der Stube außer ihr, das Kerzenlicht läßt einen langen glösenden Docht überhängen, der hat ihm die ganze Seite aufgeschmolzen, daß das Unschlitt wie eine Traube oder ein Stück Nierenfett zum Tisch heruntergetropft ist. Und nebenan aus der Schlafkammer wimmert der Bub leise in seinem Traum.

★

Am nächsten Morgen kam der Honnele heim, aber ohne Schecken, auf dem Wagen des Salzlechner, und wie er abstieg, schleppte er mühsam hinkend einen steifen Fuß. Der Scheck hatte beim nächtlichen Reiten einen bösen Sturz getan und das Bein gebrochen, so daß ihm der Honnele hatte den Gnadentod geben müssen; er selber war dabei unheilvoll gefallen und sein Fuß hatte argen Schaden genommen.

So schmerzhaft ihm das Gehen war, so humpelte er doch so schnell es sich machte, seinem Haus zu, fragte aber nicht nach Weib und Kind, verschwand sogleich in die Kammer, die kein Fenster hatte. Mit einem Schreien kam er im nächsten Augenblick herausgestürzt, die Türe blieb sperrangelweit hinter ihm offen. „Paulin', Paulin'!“ Der alte Martin wollte den Lärm beschwören, winkte abwehrend, der Honnele aber merkte nichts, drängte an ihm vorüber in die Schlafkammer, hielt sich am Türpfosten, keuchend: „Paulin' . . . das Käferle ist fort . . .“

Sie nickte vom Bett des Buben her, an dem sie saß, mit einem tiefen Blick voll heiligen

Schmerzes wie eine Glaubenszeugin, die in aller Qual des Fleisches von Seligkeit über die Erde erhoben ist. „Ist es fort?“

„Fort! Der Scheck hat den Fuß gebrochen, ist hin. Wie ich aufstehe . . . da ist die Dose aus der Tasche . . . und in der Kammer ist sie nicht. Ein Wunder ist geschehen.“

Sie sagte leise und zögernd: „Ich hab eine Wallfahrt zum heiligen Bartholomäus nach Giebau getan. So wird der geholfen haben.“

„Ein Wunder, Paulin', ein Wunder . . .“ und er humpelte außer sich auf sie zu.

Jetzt erst merkte er ihre beschwichtigende Geberde zum Bett hin. „Was hat der Bub?“ Das Antonle lag in den Kissen, mit brennrotem Kopf, röchelnd, bisweilen von Krämpfen durchschüttelt.

„In der Nacht ist er mir krank geworden. Ganz heiß ist er, Flecken sind über den armen Leib hin, er weiß seit Stunden nichts von sich.“

Schwankend stand der Honnele, wie ein Baum, der von einem Wirbelsturm geschüttelt wird. Er zog einen Sessel an der Lehne heran, fiel auf ihn nieder und starrte lange von ferne

her auf das Bett, in dem sich das Antonle stöhnend umherwarf. Schweigen war zwischen dem Honnele und seinem Weib, dem Bett des Kranken entquoll das Röcheln in immer heftigeren Stößen. Nach einer Weile schob der Honnele den Stuhl zurück, humpelte hinaus und ließ anspannen. Den Martin jagte er in die Stadt zum Arzt, saß dann neben seinem Weib, bis in der Abenddämmerung der Doktor kam, mit einer schwarzen Tasche und gewichtigem Gehaben. Er fühlte den Puls, betastete und beklopfte den siedenden Körper und ließ den Kranken zur Ader. Hellrotes Blut rann in das Becken, daraufhin wurde das Zucken und Röcheln schwächer, und der Arzt meinte, es sei keine sonderlich gefährliche Krankheit, sondern ein Sonnenstich, der das Blut entzündet habe, und dem jetzt durch den Aderlaß die giftige Kraft genommen sei. Weiter sei auch nichts mehr zu verordnen und zu tun, als dem Buben Bluteigel an die Fußsohlen zu setzen, auf daß der Rest des Giftes vom Kopf in die Füße gezogen werde.

Am dritten Tag aber lag das Antonle ganz still in seinem Bett und alle Fenster standen

offen, damit die arme Seele den Weg zum Himmel finde. Kerzen brannten zu beiden Seiten, und die Mutter saß tränenlos an der Leiche mit einem versteinerten Gesicht, während der Honnele sich mit seinem kranken Fuß von Stube zu Stube schleppte und zuletzt gänzlich aus dem Haus wich. Als er in's Wirtshaus kam, traf er einen jungen Mann, der, mit einem Ranzen neben sich, bescheiden seinen Krug Bier trank. Dem Honnele wollte der Fremde bekannt scheinen, und auch der Gast sah bisweilen nach ihm hinüber, als krame er in seinem Gedächtnis nach einem früheren Begegnen. Endlich sprach der Honnele den Fremden an, ob er nicht der Maler sei, der dem Wirt „Zur Weiberkränke“ das lustige Schild gemalt habe.

Das sei er, sagte der Fremde, aber jetzt wäre rundum alles, was zu malen sei, gemalt und die Gegend mit so viel Kunst bedacht, daß kein Brot mehr zu finden sei, und er sich beeilen müsse, sein Wirken auf anderen Boden zu verpflanzen.

So möge er vorher noch einen Auftrag annehmen, meinte der Honnele, wenn es ihm genehm sei und er sich getraue, ein entschwunde-

nes Leben noch auf dem Totenbett getreu festzuhalten.

Der Maler nickte traurig, das sei kein so lustiges Geschäft wie die Farben zu einem Wirthauschild nebeneinander zu setzen, aber er wolle dem Honnele zu Gefallen sein und sein Bestes tun.

„Hier ist jemand,“ sagte der Honnele, als er mit dem Meister in das Leichenzimmer trat, „der wird unserm Antonle das Totenbrett malen.“

Schweigend räumte die Bäuerin den Platz, der Maler nahm ein weißes Lindenbrett, hobelte es sorgsam ab und begann auf dem reinen Grund das Antonle nach Gestalt und Farbe so abzuschildern, als ob es noch lebe.

\*

Der frühe tiefe Schnee im November hatte manchem Landstreicher und manchem Handwerksburschen auf der Wanderung eine schlimme Überraschung bereitet und wer nicht rasch unter Dach und Fach kam, war übel daran in Finsternis und Schneetreiben.

Das Weib, das der Honnele am Straßenrand fand, war erschöpft hingefunken und wäre, wenn er ihr nicht christlich beigestanden hätte, am nächsten Morgen wohl unter der weißen Decke begraben gewesen. Er hatte gegen ihre Lässigkeit anzukämpfen, mußte ihren Willen zum Leben erst erwecken und den halb versunkenen Geist, der schon mehr dem Tode zugewendet war, zur Umkehr bringen. Es war ihm ein mühsames Stapfen, die kraftlose Gestalt zu stützen und mit seinem kürzeren Fuß, der ihm nach dem Sturz mit dem Schecken verblieben war, den Weg aus dem Wald zu seinem Haus zu machen. Jetzt hatte der Honnele kein Pferd mehr, auf dem er hätte reiten oder das er hätte vor einen Schlitten spannen können, und so schwer er die Füße schob, so blieb ihm doch nichts anderes übrig, als sein ungleiches Gangwerk. Mit Anspannung aller Kräfte brachte er das Weib endlich in sein Haus und in die Stube, wo die Bäuerin neben dem Ofen kniete und betete. Das Bild, vor dem sie lag, war aber keine der Personen der göttlichen Dreieinigkeit, auch nicht die Gottesmutter oder einer der heiligen

Fürsprecher, sondern das Totenbrett mit dem Antonle; von dem wußte die Paulin', daß er sich nicht abwenden würde, wenn ihr Gebet aus der Tiefe emporstieg und die anderen ihr das Ohr verschlossen, weil sie dem Himmel abgesagt hatte. Der Honnele hatte das Brett in die Wand eingelassen und ein anderes darüber so in hölzernen Rinnen befestigt, daß man es zurückschieben konnte, wenn man Verlangen nach einem Zwiegespräch mit dem Toten hatte, und vorschieben, wenn Sehnsucht und Schmerz, allzu arg aufgebäumt, den Anblick nicht mehr ertragen.

Die fremde Frau saß am Tisch, in ihrer Verummung, wie sie der Honnele aus dem Schneetreiben in das Haus halb getragen hatte, und in den Falten des Tuches rückte der Schnee in kleine schmelzende Klumpen zusammen. Der Honnele ging zu seiner Frau hinüber, rührte sie an der Schulter, daß sie verstört aus ihrer Gebetsversunkenheit aufschaute. Er habe eine arme Weibsperson draußen auf der Straße getroffen, schon halb verschneit, mehr tot als lebendig, da habe er sie vor Nacht und Kälte



gerettet, und jetzt sei es nötig, daß sie etwas Warmes bekomme, damit sie wieder zu sich käme. Gehorsam erhob sich die Bäuerin, um nachzuschauen, ob der Rest Erdäpfelsuppe von Mittag für eine Mahlzeit genüge, da strich die Fremde am Tisch mit einem Seufzer das wollene Tuch aus dem Gesicht und schaute verwundert um sich.

Im gleichen Augenblick schlug der Honnele die Finger krampfzig in Paulinens Arm, sein Atem stieß zischend vor: „Die Theres'.“

Auch die Bäuerin erkannte sie: gealtert, vergrämt, von Jammer zermürbt, durch Not heruntergebracht, aber doch hinter all dem Schutt der Jahre und den Verwüstungen des Schicksals die Züge des Mädels, das einst als das schönste im ganzen Schönbengst gegolten hatte.

Indessen hatten die grauen Augen der Fremden die Stube abgesehen und hafteten nun auf dem Gesicht des Honnele. Hier war das Erkennen kein plötzliches, es schien, als dringe es nur langsam von Schichte zu Schichte an den Mittelpunkt des bewußten Lebens, wie es den aber erreicht hatte, zündete es gleich einem Funken im Pulverfaß, ein Stoß warf die

Theres' vom Stuhl und trieb sie ein paar wankende Schritte gegen die Türe. Ehe sie aber die Klinke erfassen konnte, brach sie auf den Boden hin.

„Mußt schon bleiben,“ murmelte der Honnele zärtlich, indem er sie aufhob, „draußen ist böses Wetter . . . bleibst, bis es besser wird.“

In den Augen der Frau jagte Angst, ihre Glieder flogen, aber zu schwach, ferneren Widerstand zu leisten, ließ sie sich zum Ofen tragen und mit dem Rücken gegen die grünen Kacheln lehnen, die von einer lauen Wärme durchströmt waren. Aus den Falten des Tuches war der Schnee in nassen Klumpen gefallen und zeichnete den Weg von der Türe zum Ofensitz.

Die Bäuerin war in die Küche gegangen, jetzt brachte sie eine Schüssel mit dampfender Suppe, rückte dem Gast den Löffelstiel zurecht.

Stumpf hatte die Theres' vor sich hingedämert, jetzt, da sie Schüssel und Löffel an ihre Hand gedrängt fühlte, machte sie einen Versuch, sich aufzuraffen. „Fort,“ flüsterte sie. Aber ihre Füße scharrten bloß kraftlos den Boden. Da faßte sie abermals den Honnele in einen

jammervollen, hilflosen, alle Vergangenheit bis an die Wurzeln aufwühlenden Blick: „Das“ . . . stammelte sie . . . „das alles kommt mir von dir.“

Der Honnele hob die Hand zum Himmel: „Nie hab ich dir etwas Böses gewünscht . . . so wahr mir Gott helfe!“

Sie sah ihn voll Entsetzen an: „Schwöre nicht! Wie darfst du bei Gott schwören?“

Er strömte von Beglücktheit über: „Ich darf . . . hörst du mich, Theres', ich darf. Ich bin erlöst . . . das Käferle ist fort . . . das Glück, das satanische, das Teufelsglück ist von mir genommen.“

Schon waren ihre Blicke wieder in's Wandern gekommen, glitten über alle Dinge in der Stube, verhielten sich für eine Weile stumm auf der Bäuerin ernstem, gesammeltem Gesicht, wichen seitwärts, wo das Totenbrett neben dem Ofen hing und staunten die Schildelei lange an. Ihr Zeigefinger rückte, schob sich das Brett hinan, traf die Spruchzeilen über der Gestalt des Knaben, mit halblautem Gemurmel las sie ab:

„Anton Friedl bin ich genannt,  
Stangendorf ist mein Vaterland.

Gute Nacht, ihr liebsten Eltern mein,  
zu Gott im Himmel geh' ich ein —  
Gute Nacht, hochwürdige Geistlichkeit,  
ich sag Euch Dank für die heilige Tauf,  
nun nimmt mich Jesus zu sich auf.  
Gute Nacht, ihr Gerichten und Nachbarschaft!  
Ich muß alles verlassen  
und reisen fremde Straßen.“

Ihr Kopf wandte sich mühsam dem Honnele zu: „Dein Kind, Honnele?“

Er nickte schwer.

War das ein Lachen, was tief unten in der Theres' Brust sich regte? Wie ein Krampf schwoll es an und ab, warf sie herum, aber als sich das Wühlen sänftigte und still wurde, umzog kein Triumph ihren Mund, sondern Bitternis und leise wie in einem dünnwandigen, schönen Gefäß stieg ein Weinen in ihr empor und glänzte in den Augen. Und nun las sie mit stumm bewegten Lippen den Spruch, der am Fußende des Brettes stand:

„Hätt' ich gelebt, so wär' ich der Anton Friedl  
in meines Vaters Haus,  
alles was lebt, muß sterben!  
Der Tod hält groß Anwerben,

kein Kaiser — kein König! —  
Ist dem Tod alles zu wenig.“

Der Kopf sank ihr gegen die Brust: „Alles zu wenig!“

„Ja, Theres’,“ sagte der Honnele, „das Teufelsglück ist von mir genommen. Damit hat's angefangen und seither Schlag auf Schlag... als müßt alles nachgeholt sein, was mir die Jahre her erspart geblieben ist. Wie ich früher allezeit das Beste getroffen hab, so jetzt immer das Schlimmste; alles was die Nachbarn verschont hat, ist mir zugedacht gewesen. Diehsterben, Mißwachs, Wassernot, über meinen Feldern hat sich der Hagel ausgeschüttet, in meinem Haus wächst der Schwamm, mein Geld ist mir abhanden gekommen — so bin ich jetzt aus dem reichen Honnele der arme Honnele geworden, der nicht weiß, wann sie ihn von seinem Haus ausjagen werden.“

Es wurde ihm keine Antwort, der Blick der Frau wich seinem Suchen aus und richtete sich wieder auf das Totenbrett, aber da trat die Bäuerin vor und stieß hart und unter

ächzendem Knarren den Schieber vor das Bild.

Die Erdäpfelsuppe blieb ungeessen, denn als der Honnele der Theres' den Löffel endlich aufdrängen wollte, da war sie vor Erschöpfung eingeschlafen. Sie konnte auch am nächsten Morgen ihren Weg nicht fortsetzen, konnte keine Auskunft geben, wohin man sie bringen solle, denn sie war aus ihrem Schlaf nicht zu erwecken. Es war, als sei ihr Leben völlig abgebraucht und ihre Kraft ausgeronnen, sie bewegte bisweilen Finger und Lippen, aber matter von Tag zu Tag, sie schlummerte dem Ende entgegen. Neben dem Honnele mühte sich die Bäuerin redlich mit der Pflege, wortlos und mit dem versteinerten Gesicht, auf das der Blick des Honnele immer stieß, wenn er sie ansah. Wandte er aber den Rücken und humpelte von ihr fort, dann wich die Starrheit zu einer weichen, sehnsüchtigen Zärtlichkeit und war wie ein leidvolles Rufen hinter ihm her.

Sie müßten die Theres' nun wohl bei sich sterben lassen, sagte der Honnele, denn ihre Familie sei fortgezogen und verschollen, entlege-

nere Verwandtschaft sei schlimmer als ganz Fremde, und das mühselig noch flackernde Lichtlein in seine Heimat zu verpflanzen, lohne sich kaum.

So kam die letzte Nacht, unruhvoller als die vorangegangenen, es war nun an der Schwelle des Todes doch noch ein Wehren in der Kranken. Sie warf die Decke ab, litt von Hitze und begann ein irres Reden mit sich selber und andern, die auf ihren Wegen einst mitgewandert waren. Als sei ihr Leben in kleine Stücke geschnitten, und seien die Schnitzel bunt durcheinandergeworfen, und würde nur eine Handvoll nach der andern wahllos herausgegriffen und betrachtet, so zog verworrenes Gemurmel durch die Nacht. Wenig Frohes, zumeist Trübes, Klümmernis, Verlieren, Tod und Schrecken, am deutlichsten die letzten Jahre in der Stadt, die der einstigen Bäuerin in Magddienst und Taglohn hingegangen waren, bis sie ihre kranke Brust der Arbeitskraft beraubt hatte und zum Sterben in die Heimat trieb. Umsonst wartete der Honnele auf seinen Namen und die Erinnerungen an ihn; die schienen verloschen, abgetan,

versunken, von einem Gedankenverbot selbst in dieser letzten Befreiung alles Gewesenen noch verbannt.

Als es aber gegen Morgen ging, und der Schnee vor den Fenstern grau wurde und dann zögerndes Sonnenrot empfing, da wurden ihre Augen von der jungen Helle durchtränkt, waren für ein letztes zögerndes Aufflackern Weltfenster.

Sie sah den Honnele, nahm seine Hand: „Honnele, es hat mir geträumt, du bist nicht verloren . . . mußt nicht in die ewige Pein . . .!“

Seine Stimme war voll schwingenden Klanges: „Ich bin wieder ledig, Cheres' . . . freigesprochen . . . der Himmel hat ein Wunder getan . . .“

Plötzlich schien sich etwas Unermeßliches, furchtbar Erhabenes auf die Sterbende herabzusetzen, und ihre Augen wandten sich ihm zu, indem sie sich langsam emporrichteten, die Augäpfel drehten sich nach oben und blieben dann stehen, während die Helle in ihnen mit einmal stumpf wurde.

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte er an ihr Ohr, „auf Wiedersehen!“



Dieses Sterben geschah nur zwischen dem Honnele und der Theres'. Indessen lag die Bäuerin nebenan vor des Antonle Totenbrett, die Stirne gegen das Bild gestemmt und wimmerte in das bemalte Holz. Ein Messer wütete ihr zwischen Kehle und Brüsten, die Qual schwoh wie ein Gebrüll im Hirn. „Und ich...“ stöhnte sie, ... „ich, ich..!“, immer nur die zwei Worte, beladen mit dem ganzen Entsetzen der Verzweiflung, „... und ich... und ich..!“

\*

Von der Helle, die durch die Augen der sterbenden Theres' geflutet war, schien etwas in die des Honnele übergeflossen und geblieben. Es war eine Freudigkeit, ein beständiges Wachsein und Warten, voll Geduld, eine frohe Zufriedenheit, zu der wenig äußerer Anlaß war, weil das Anwesen des Honnele von Tag zu Tag mehr zurückkam und verfiel. Er tat seine bäuerliche Arbeit, weit eifriger, als zur Zeit seines Glanzes und Glückes, aber brachte damit nichts voran und hielt den Verfall nicht auf.

Das Gefinde verlief sich, selbst die Anhänglichsten mußten endlich ausziehen, als auch das tägliche Brot keine selbstverständliche Gabe mehr geworden war. In dem zerbröckelnden Haus, das weit schneller seinen Zusammenhalt verlor, als dem natürlichen Gang der Abnutzung und Verwitterung entsprach, schaltete jetzt der Honnele allein mit der Paulin', die ihm keine allzu förderfame und tüchtige Bäuerin mehr war.

Das Netz der Schulden wurde über dem Dachfirst und den Feldern immer dichter, und eines Tages sagte der Notar dem Honnele, dies sei die letzte Satzpost, die er ihm vermitteln könne, von nun an müßte er an's Abzahlen denken, wenn er nicht über kurz oder lang den Honnegrund ausgetrommelt hören wolle.

Der Honnele ging darnach mit der Paulin' heim, nicht, als habe er eben eine ernste Mahnung, sondern eine gute Botschaft vernommen. Der Tag war drückend heiß, über den Wäldern wuchsen die Gewitterbäume, zwei, drei an mehreren Stellen zugleich, und in der regungslosen Luft hielt alles Gras und Laub Gefieder und

Geäder in lautloser Stille. Der Regenvogel pfiß und die Grillen waren voll aufgeregter Musik.

Bei solch drückendem Wetter wurde dem Honnele das Atmen sauer, er hob bisweilen die Hand zum Herzen, lächelte, blieb stehen, setzte sich auch immer öfter an den Straßenrand. Voll Sorgen sah ihn die Paulin' von der Seite an, blieb ihm aber ferne und ergriff seine Hand auch dann nicht, wenn sie unruhig in dem Gras tappte und tastete, in dem er lag.

„Ist das nicht schön,“ sagte der Honnele, „daß der Leib zur Erde wiederkehrt, aus der er gemacht ist, und daß Gott ein Bild von ihm, ganz gleich dem Leben, nur tausendmal schöner und reiner, ganz Licht, zu sich nimmt?“

Die Paulin' gab keine Antwort, trieb zum Weitergehen und wünschte, sie wären zu Hause, denn schon neigten die Gewitterbäume in einem hier unten noch unfühlbaren Sturmwind ihre Wipfel. Fezen von Gewölk rissen ab und dunkelten über den Himmel hin. Jetzt stach schon langsam eine Spitze aus dem welligen Gebreite, das war der Stangendorfer Kirchturm.

Wie er bis unter das Dach und zum ersten Fenster, in dem die Glocken hingen, emporgewachsen war, blieb der Honnele plötzlich stehen und sah starr vor sich geradeaus: „Wenn ich sterbe, wird kein Züggelöcklein läuten. Und wenn ich begraben werde, wird die Glocke stumm sein.“

„Was redest du da?“ antwortete die Bäuerin. „Hast du nicht deinen Frieden mit Gott und der Kirche gemacht?“

Er hatte sich schon wieder aus seinem Fernsehen in ein mildes Lächeln zurückgefunden: „Laß gut sein, Paulin! Es ist doch so, wie ich sage.“

Heiß fauchte ihnen Backstubenluft in's Gesicht, zwischen den Kirschbäumen die Straße her wanderte ihnen ein fahles, schwankendes, himmelhohes Gespenst entgegen, eine Staubsäule, die sich um sich selbst drehte. Unter einem Murren des ganzen Himmels hüllte sie sie atemraubend ein und zog weiter, um sich selber wirbelnd und alle dünnen Blätter und den trockenen Pferdemist in die Höhe saugend. Feuer brach aus der Dunkelheit, mit Gebrüll fielen die

Donner übereinander her, schon klatschten schwere Tropfen nieder. Die Bäuerin zog die Röcke über den Kopf, der Honnele nahm den Hut unter den Arm und stellte den Kragen auf. Sie liefen in einem Wolkenbruch dem Dorfe zu. So voll wilden Aufruhrs war die Luft, so wütend schleuderte der Regen Wasserwände gegen sie, daß sich der Bäuerin die Sinne verwirrten. Als sie nach längerem Rennen atemlos unter dem Rocksaum nach dem Honnele schaute, war er nicht an ihrer Seite. Sie kehrte sogleich um und lief zurück, vom Sturm erfaßt und wie ein Schiff vor ihm hergetrieben. Da stand der Honnele mitten im Regen, schwarz und triefend vor Nässe und mit einem keuchenden Röcheln um Luft ringend.

„Laß nur!“, sagte er, „es geht schon wieder.“

Sie kämpften sich weiter dem Honnegrund zu. Blitzfeuer floß an ihnen herab, es praschte wie Peitschenknallen, körperhaft schlugen die Donner hin, als stürzten Felswände zur Erde. Sie mußten durch Gießbäche waten, die in die Straße Furchen rissen, die Baumkronen stoben in Aststücken über den Weg.

Da war das Haus endlich erreicht, die Bäuerin stieß die Tür auf, aber als der Honnele eintreten wollte, war es, als rühre ihn eine Hand an und halte ihn an der Schwelle fest. Langsam beugte er sich vornüber und fiel am Türpfosten hin auf das Gesicht. Die Bäuerin schrie nicht und weinte nicht, sie nahm den Honnele in ihre Arme, hob ihn empor und zog den schweren Körper in's Haus, in die Stube, auf das Bett.

Nachtdunkel war es, dennoch sah die Bäuerin, wie im Grunde des Mundes sich schwerfällig die Zunge des Honnele regte. Ganz grellblau flammte eine Feuertafel.

„Das ist ein Gewitter,“ sagte der Honnele plötzlich mühsam aber deutlich, „das ist ein Gewitter wie damals. Jetzt reiten sie wieder, die zwei . . .“

Auf die hingerungenen Hände hatte die Bäuerin die Stirne gelegt und sprach laut das Sterbegebet. Wieder stürzte Glutkrachen her durch die Fenster, daß die Scheiben klirrten und die Uhr einen erschrockenen Klang tat; wie aber das Krachen unter der Erde vergrollt war,

blieb die Glut in der Stube stehen, rot und fest.

„Jetzt brennt der Kirchturm!“ sagte der Honnele.

Hoch aus dem Gebälk fraß die Flamme.

„Da ist viel trockenes Holz im Dachstuhl und kann den Glocken nicht geholfen sein.“

Wie eine Fackel stand der Turm, durch und durch ein Feuer.

„Jetzt müssen die Glocken gar heiß werden . . . hörst sie anschlagen . . . das ist der Feuerwind, der laßt sie reden zum letztenmal . . . dann ist's aus. Sie schmelzen in der Hiß . . . es ist wie mit dem Menschen bei Geburt und Sterben; wie der muß von der Erde kommen und dahin gehen, so mit den Glocken; sind im Feuer geboren und gehen im Feuer hin. Drei Glocken und das Züngelöcklein . . . tropfen schwer aus dem Glockenstuhl in das Feuer . . . rinnt das Metall breit die Turmstiegen hinunter . . . bis an die Tür . . .“

Er schwieg, seine Stimme verlor sich wie ein Bach im Wiesengrund, rieselte, ein Murmeln, dahin.

Aus halber Betäubung fuhr er auf, es war ein gleichmäßiges Rauschen vor dem Fenster: „Was ist, Paulin'?“

„Der Regen hat das Feuer gelöscht“ sagte die Bäuerin, „der Turm steht schwarz, qualmt als ein Stumpf.“

Wieder vergingen dem Honnele die Sinne, ein, zwei Stunden lag er da, während die Paulin' die Sterbegebete weitersprach, betäubt, mit leeren Augen. Bis langsam, lassend, über ihr die Stimme des Honnele fragend aufging: „Was ist das für ein Licht?“

„Das Wetter ist fort... ein heller Regenbogen steht über dem Haus, Honnele.“

„Sind vorbeigeritten Paulin'... der Regenbogen ist das Tor. Siehst d', Paulin', wie der Himmel darunter offen steht?... Ist ein Gewimmel von Köpfen... mit Flügeln... siehst Paulin'? Wen siehst?“

„Den Antonle seh ich... Er hat zwei Flügel wie die andern...“

„Siehst noch wen?“ Schwer wälzte die Stimme den Laut.

Die Paulin' zögerte. Da sie endlich, zur Ant-



wort entschlossen, den Kopf hob, war ihr der Honnele schon entglitten, unter dem Regenbogen weg in den offenen Himmel hinein.

\*

Es war, wie der Honnele gesagt hatte. Seinem Sterben hatte kein Züngelöcklein geläutet, seinem Begrabenwerden klang keine Glocke, denn die waren allesamt im Feuer des Turmes geschmolzen. Den armen Mann, der er geworden war, gab man ohne Prunk der Erde.

Als die Bäuerin vom Friedhof in das öde Haus kam, holte sie das Beil aus der Holzkammer, brach des Antonle Totenbrett aus der Wand und spaltete es nach Länge und Breite in handliche Scheiter, die sie mitten in die Stube schichtete.

In der Nacht darauf stürte die Stangendorfer wieder Feuerlärm auf. Das Anwesen des Honnele brannte lichterloh, und es war kein Helfen und Retten, als die Nachbarn gelaufen kamen; die Flamme fraß alles vom Dachstuhl bis auf die Grundmauern.

Die Bäuerin war von Stunde an verschwunden und, obzwar man im Schutt keine Spur ihres Leibes hatte entdecken können, blieb nichts übrig, als zu sagen, daß sie in den Flammen ihres Hauses den Tod gefunden habe.

---



Rikola Verlag / Wien / Leipzig / München

Gustav Meyrink

## Der weiße Dominikaner

Roman

11.—30. Tausend

„ . . . In diesem Buche lebt das Mysterium der Worte in tausend leuchtenden Gestalten auf, die Schätze, die im Metall der Worte schlummern und die nur ein Seher, ein Deuter zu heben vermag . . . die Marienkirche des kleinen Ortes wirft auf den dunklen Platz in dunkler Nacht einen weißen Schatten. Der weiße Dominikaner kommt wie das Licht, wie das Ewige zu jenem Träumer, der sein Leben in tausend Welten lebt. Man lieh das Buch in einem langen, tiefen Zug, denn jene dunklen Lehren, deren Schleier einmal nur Auserwählte heben durften, leben hier auf in farbenprächtiger Blut.“

(Frankfurter Kurier, Nürnberg)

o

Gisela Berger

## Der wandelnde Tod

Roman

„ . . . Gisela Bergers Roman spielt im alten Wien. Und wie sich wunderbar der helle Bogenstrich des Wienerwaldes den dunklen Gassen der verschlafenen Häuser eint, ist auch des unheimlichen Arztes und der beiden Liebenden Begegnung von der gleichen, geheimnisvoll stutenden Melodie erfüllt. Gisela Berger ist mit diesem Buche ein Werk gelungen, wie das Schrifttum unserer Tage nur wenige aufzuweisen hat . . .“

(Neues Wiener Tagblatt)

Rikola Verlag / Wien / Leipzig / München

Paul Buffon  
Die Wiedergeburt des  
Melchior Dronte

Roman

26. Tausend

„ . . . Was an diesem Buche ergreift, ist schließlich nicht das Mystische, Spannende. Was dieses Buch vor allem aus den vielen heraushebt, ist, daß es ein Jahrhundert deutschen Lebens gibt . . . In dieser schönen Zeitlosigkeit ist dieses Buch ein Buch aller Zeiten . . .“

(Hamburger Fremdenblatt)

„Wenn man dieses aufwählende Buch zu Ende gelesen hat, ist es, als würde man aus einem halbdunklen, schwülen Raum auf die Straße treten, und nun taumelt man und muß sich die Mauern entlang tasten, ehe die Besinnung wiederkehrt.“

(Neues Wiener Tagblatt)

o

Leo Perutz  
Die Geburt des Antichrist

Eine Erzählung

Mit 20 Federzeichnungen von Ugel v. Kestoschek

6.—10. Tausend

„Der Name Leo Perutz muß nach dieser ‚Geburt des Antichrist‘ immer genannt werden, wenn von neuer deutscher Erzählungskunst die Rede ist. — Der Rikola Verlag hat das Buch in ein entzückendes Gewand gekleidet. Umschlag und Illustrationen von Ugel v. Kestoschek leben ganz im Geiste der Dichtung und ergänzen sie zu einem erlesenen Kunstwerk deutscher Verlagstechnik.“

(Kölner Tageblatt)

Rikola Verlag / Wien / Leipzig / München

Emil Scholl  
Der letzte Herzog  
Roman

Scholl, dessen vielgelesener Roman „Der Hoftäuscher“ ein lebenssprühendes und plastisches Bild des alten Wien im 15. Jahrhundert geboten hat, läßt diesem Werke nunmehr den vorliegenden Roman folgen, der sich mit einer der umstrittensten Figuren deutscher Geschichte, mit dem widerspruchsvollen und komplizierten letzten Babenbergerherzog, Friedrich dem Streitbaren, befaßt. Scholl hat es verstanden, dieser interessanten Gestalt mit den Mitteln moderner Psychologie nahe zu kommen und dabei innerhalb einer reich bewegten Handlung ein historisches Gemälde von seltener Gestaltungskraft und prächtiger Lebensfälle zu schaffen.

o

Ludwig Bechstein  
Hexengeschichten  
Herausgegeben von Gustav Meyrink

Man erlebt die Anschuldigungen gegen harmlose Frauen, ist Zeuge, wie ihnen die Folter die dümmsten Geständnisse erpreßt und wie zum Ende der Gerechtigkeit durch den flammenden Scheiterhaufen Genüge getan wird. Das Buch ist ein Kulturdokument, dessen Lektüre allerdings starke Nerven beansprucht, das aber ohne jegliche Tendenz wahr und historisch ist.

(Berliner Tagblatt)

Rikola Verlag / Wien / Leipzig / München

Otto Soyka  
Die Traumpeitsche

Roman

6.—10. Tausend

„ . . . Unerhörte Perspektiven steigen auf: ein Mann besitzt die Macht, durch eine beispiellos raffinierte Kette von Einflüssen die Träume der Menschen und damit all ihr Tun zu lenken. Die Phantasie wird hier Ausdrucksform, tieft Menschliches steht hinter ihr, in ihr. In diesem besten Buche stürmt Soyka auch sprachlich auf den bald bezwungenen Leser ein . . .“

(Saale-Zeitung, Halle)

o

Ludwig Winder  
Die jüdische Orgel

Roman

Durch die Schrecknisse der Kindheit, die Grausamkeit der Pubertät, durch besetzte Mannesjahre fährt Winder das Opfer der väterlichen selbstgerechten Frömmigkeit. Er reißt das Verborgenste ans Licht, mit einer Kraft der Sprache und Intensität des Mitempfindens, die ihn berechtigen, das Abstoßendste zu offenbaren.

(Berliner Tageblatt)